M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

Vierundzwanzigster Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Karafiat

Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftsteller.

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftsteller!

Das Echo zeigt dem Menschen, wie die Frauenzimmer sind, man mag reden oder schreien, so viel man will, das letzte Wort haben sie; der Schatten zeigt, wie die Freunde sind; wenn unsere Sonne scheint, sind sie immer vor, um und neben uns, wenn unsere Sonne sinkt, machen sie lange Beine und verschwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menschen überhaupt sind, sie spiegeln sich nur da gerne, wo was herausschaut; die Affen zeigen uns, daß Menschen ohne Verstand und Sprache Affen darstellen, und die Schriftsteller wollen uns Affen mit Verstand und Sprache als Menschen darstellen!

Mit dem Menschen ist's oft wie mit dem Echo;

an flache Menschen und an flache Gegenden soll man kein Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Die Echo war eine Tochter der Erde und ist von Juno in einen Berg verwandelt worden, der die letzten Worte wiederhallt, weil sie schwatzhaftig war. Wenn jetzt alle Erdentöchter, welche schwatzen, in einen Berg verwandelt würden, wir würden in jedem Salon eine kleine Schweiz haben!

Nach andern Mythologen hatte sich die Echo aus unglücklicher Liebe so gegrämt, daß nichts von ihr übrig geblieben ist, als die Stimme. Es wäre sehr gut, wenn wir bei unsern Opern lauter Echo's engagiren könnten, bei denen, wenn sie unglücklich lieben, doch die Stimme übrig bleibt! —

Es ist ein zufälliges Glück, daß die Echo ein liebendes Mädchen war und also dieselben Worte wiederholte, die ihr der Geliebte zurief. Wenn die Echo eine Ehefrau gewesen wäre, so hätten wir jetzt ein ganz conträres Echo; und auf die Frage z. B.: „Bist nun gut, ja?" würde das Echo sein: „Nein, just nicht!"

Unsere jetzigen Schriftstellerinnen scheinen lauter Echo's gewesen zu sein, sie haben die Musen so lange geliebt, bis im buchstäblichen Sinne des Wortes nichts von ihnen übrig geblieben ist, als eine Stimme, die alles wiederholt, was sie gehört hat!

Nach dem Echo, m. f. H. u. H., ist es der

Schatten, der den Menschen wiedergibt, und die liebe Sonne, die jetzt zur Photographie-Händlerin geworden, war schon viel früher eine Silhouetten-Künstlerin.

Es ist traurig, m. f. H. u. H., daß nur der Schatten des Menschen das treueste Bild von ihm liefert! In unsern Gesellschaften werden lauter Schattenrisse gemacht, die Schatten der Abwesenden werden heruntergerissen. Es ist charakteristisch, daß auch diese Schattenrisse nur im Profil gemacht werden, man sieht seinem Gegenstand nie gerade in's Angesicht, sondern wirft nur Seitenblicke auf ihn, die Männer machen diese Schattenrisse aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenschnabel!

Das ist die Haupt-Beschäftigung in vielen Gesellschaften: Porträtiren, aber der Gegenstand braucht nicht zu sitzen, im Gegentheil, je entfernter die Person ist, desto ähnlicher malt man sie, ja man hat diese Conversations-Malerei so weit gebracht, daß man seine Leute nicht en profil auch nicht en face nimmt, sondern hinterm Rücken schneidet man die besten Gesichter. Zu dieser Malerei gibt's in der Gesellschaft jetzt bewunderungswerthe Pinsel!

In vielen Gesellschaften spielt das Schneiden eine große Rolle! Die hungrigen Gäste sehen oft mit wahrem Schmerz, daß man nichts aufschneidet, als sich selbst; nach diesem Aufschneiden schneidet

man die abgemalten Schattenrisse, dann schneidet man ab, die guten Namen. Die Leute sind aber vorsichtig, da sie wissen, daß man in Gesellschaft den guten Namen abschneidet, so bringen sie aus Vorsicht gar keinen mit!

Auch die Schriftsteller gehen jetzt mit ihrem Namen sehr vorsichtig um, sie setzen ihn bei ihren Aufsätzen nicht mehr hinten, sondern vorne.

Sie machen es mit ihren Namen, wie vorsichtige Reisende mit ihrem Felleisen; da die Straße nicht sicher ist vor Recensenten, welche den guten Namen abschneiden, so schnallen sie ihn nicht hinten auf, sondern vorne auf den Kutschbock.

Die modernen Schriftsteller malen meist mit starken Schatten, in schwarzer Kreide, allein sie machen's wie die Wirthe, sie tragen stark auf, und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen statt eines Porträts einen Steckbrief.

Die Menschen malen die Menschen in Oel, aber in siedendem Oel!

Der Verstand malt den Menschen zum Sprechen ähnlich, die Liebe zum Küssen ähnlich und der Haß zum Verwünschen ähnlich, Der Geist malt unpartheitisch, die Liebe schmeichelt, und der Haß karrikirt. Bei den Porträten, welche die Liebe ausstellt, stellt jeder Mensch was aus, Wenige geben die Aehnlichkeit zu; bei den Porträten, die der Haß ausstellt, schreit die ganze Welt: „frap-

p a n t ä h n l i c h!" überhaupt wenn der Mensch auf Haß, auf schlechte Schilderung, auf Verläumdung eingeladen wird, da macht er keine Umstände und speis't gleich mit; aber wenn man ihn auf Liebe einladet, auf eine Schüssel Gutes, welches man auf Jemand angerichtet hat, da läßt er sich lang nöthigen, und kann keinen Bissen herunterwürgen. Die üble Nachrede ist wie eine Cigarre, die ganze Welt bietet sie Einem an, Jeder nimmt sie auch an, allein Jeder hat dazu sein e i g e n e s — M u n d s t ü c k!

Wenn man von einem Menschen etwas Schlechtes erzählt, so findet man lauter Gläubige, erzählt man aber was Gutes, so findet man lauter Kriminalrichter, man muß Zeugen stellen, und Alles geschrieben bringen. Jedoch sind die Menschen noch schlimmer, als die Kriminalrichter; diese, wenn einmal Jemand zum Tod verurtheilt ist, lassen ihn in Ruhe, die Menschen aber reden nicht eher Gutes von Jemand, als bis er ganz durch und durch gestorben ist!

Es sollte nicht nur eine L e b e n s v e r s i c h e r u n g s = A n s t a l t geben, sondern auch eine „T o d e s = V e r s i c h e r u n g s = A n s t a l t," in welcher man sich für eine gewisse Summe, die man den Armen gibt, für todt erklären lassen könnte, damit man Gutes von Einem rede! So ein versicherter Todter könnte ruhig leben, er müßte nur stets seinen Schein bei sich haben, daß er ein Todter ist Durch eine solche „Todten=Anstalt" würde sehr viel gewonnen werden; je schlechter

ein Mensch ist, desto mehr müßte er bezahlen um ein Todter zu sein!

Für die Schriftsteller besonders aber, m. f. H. u. H., ist der Tod ein wahres Freudenleben. Viele Menschen wissen nicht, daß ein Schriftsteller lebt, bis sie es durch seinen Tod erfahren. Viele wissen nicht, was sie an einem Schriftsteller für einen Schatz haben, bis sie hören, daß der Schatz vergraben ist; sie lieben oft die Schriftsteller wie den Käse nur dann, wenn sie Würmer haben!

Leider ist es bei Schriftstellern nicht wie bei andern Menschen, ihre Werke folgen ihnen leider nicht nach, und die gestorbenen Dichter haben ihre Schatten in der Unterwelt und in der Oberwelt! — —

Der dritte Nachahmer des Menschen, m. f. H. u. H., ist der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geschliffene und polirte Oberflächlichkeit dem Menschen stets und zu jeder Zeit den Gesichtspunkt auffaßt und erwiedert, der ihm mitgetheilt wird.

Der Spiegel ist das Gewissen der Frauenzimmer, sie unternehmen nichts, ohne dies ihr Gewissen zu Rathe zu ziehen. In der Jugend sind sie sehr gewissenhaft. In der Jugend haben sie Gewissensfreiheit, in welches Gewissen sie auch hineinschauen, in Handgewissen und Wandgewissen, ihr Gewissen beunruhigt sie nicht; zu 40 Jahren fängt dies

Gewissen an, ihnen Vorwürfe zu machen, zu 50 Jahren bekommen sie Gewissensskrupel, zu 60 stellen sich Gewissensbisse ein, und nachher sehen sie gar nicht mehr in's Gewissen hinein!

Der Spiegel ist die erste Instanz der Eitelkeit. Der Spiegel ist und urtheilt gerecht, allein man appellirt gegen ein gerechtes Urtheil eben so gut, als gegen ein ungerechtes; wenn die Frauen den Urtheilspruch des Spiegels ungerecht finden, so appelliren sie an einen reinen, unbefangenen, höheren Spiegel, an das Auge. Das Auge ist die letzte Instanz, der Cassations- oder Bestätigungshof aller andern Urtheile.

Die menschlichen Augen allein sind gerecht und unbestechlich, und warum? Weil sie nicht in Häusern und Palästen wohnen, sondern in — Höhlen, und weil jeder Versuch, sich durch etwas Strahlendes den Weg dahin zu bahnen, vier Mal bricht, deshalb hat der Himmel dem Auge auch die allerwohlthätigsten Anstalten anvertraut — die Pupillen!

Man sagt zwar, die Gerechtigkeit ist blind, sie ist aber nur in so ferne blind, wie ein blinder Spiegel, es schaut nichts heraus!

Wenn man Ihnen, m. f. H. u. H., ein Pistol auf die Brust setzen möchte und fragte: „Was ist Dir lieber, wähle, ein Arzt oder ein Advocat?" welche Antwort würden Sie geben? G'rade dieselbe,

als wenn Ihnen Jemand ein Pistol auf die Brust setzte und sagte: „La bourse ou la vie!“

Wir haben Zeitspiegel, Hohlspiegel, Wasserspiegel und — Schwabenspiegel u. s. w.

Der Zeitspiegel unserer Zeit ist ein Hohlspiegel, er zeigt uns Alles vergrößert, verzerrt, auf den Kopf gestellt!

Die Zeit ist ein Spiegel, und die Uhren, welche die Zeit anzeigen, Spiegel des Spiegels!

Ein jeder Mensch ist eine Uhr, eine Zeituhr, mit einem Siebzigjahr-Zifferblatt! Um jedes Menschenantlitz läuft der Secundenzeiger des Schmerzes schnell und oft herum, und der Stunden- und Jahrzeiger der Freude nur langsam und bedächtig, und der Umlauf dieser Zeiger ist auf dem Angesichte wie auf einem Zifferblatte durch kleine Strichelchen angezeigt!

Die Männer sind die Thurmuhren, sie zeigen aber blos Sturm, Ungewitter, Feuer u. s. w. an, die Frauen hingegen sind die Blumenuhren, sie zeigen durch Oeffnen und Zuschließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es sind Sonnen-Uhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten- und Musik-Uhren, das reine Glockenspiel ihres Gemüthes ertönt mild und wehmüthig, wenn die Hand des Schicksals daran drückt!

Viele unserer jetzigen Mädchen sind Tanzsaal-Uhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es sind Walzenuhren! Jetzt ist's mit den Mädchen kurios! Sie werden 18 Jahr lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Die Schriftsteller sollen die Taschenuhren der Zeit sein! Allein sie sehen an ihren Taschen, daß ihre Zeit noch nicht geschlagen hat!

Es gibt gewisse Schriftsteller und Maximen, die wie die Sanduhren sind, wenn man sie umkehrt, zeigen sie wieder dieselbe Zeit an.

Mit nichts geht der Mensch leichtfertiger um, als mit der Zeit! Er träumt über verlorene Freunde, aber nicht über verlorene Stunden, und doch hat er Hoffnung, die verlorenen Freunde einst wieder zu finden, die verlorenen Stunden aber stehen von den Todten nicht auf, man sieht sie niemals wieder!

Jede Stunde hat zwei Flügel, von welchen uns der eine aufwärts in den Himmel, der andere abwärts in den Orcus tragen kann! Jede Nacht ist eine Grablegung, jeder Schlaf eine Kreuzesabnahme, jeder Morgen eine Himmelfahrt und jede Minute Zeit ist ein zurückgelegter Pilgergang in die Stadt Gottes!

Jede Minute Zeit schaut uns reizend aus der Spiegelwelle des Lebens an und taucht auf ewig unter! Ja, m. f. H. u. H., auch das Wasser hat einen Spiegel, der Himmel aber gibt einen Beweis

von Demuth und spiegelt sich eben so gern in dem kleinen Schauspiegelchen als im großen Colossalspiegel des Weltmeeres ab! Am liebsten aber spiegelt sich der Himmel im Wasserspiegel der menschlichen Thräne!

Man sagt, der Vorzug des Menschen vor dem Thiere besteht im Denken und Reden, nein, sein göttlichster Vorzug besteht im Weinen! Der Affe denkt nicht, spricht nicht — weint nicht!

Wir kommen nun zu dem vierten Nachahmer des Menschen — zum Affen.

Man könnte bei Affen die Incunabeln der Menschen nennen; wir sehen an dem Affen, wie wir vielleicht in der ganz ersten Ausgabe ausgesehen haben! Wer weiß, in wie viel verbesserten Ausgaben der Affe herauskam, bis er als Mensch in Groß-Folio erschien, und wie viele Druckfehler sind noch im Menschen, welche an die erste Ausgabe erinnern!

Gewiß gilt unter den Bestien der Affe als ein Apoll! Und so gibt's auch im Menschenleben keinen Affen, der nicht für irgend Jemand ein Adonis wäre!

Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob der erste Mensch auf seinen Hausfreund, den Affen, nicht eifersüchtig war. Man denke sich ganz in die Situation hinein: in der ganzen Schöpfung Niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erscheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin sich der Bau des Affen von dem des

Menschen unterscheidet; der Affe, nämlich, sagt er, hat keine Waden!

Seit Buffon ist dieses Unterscheidungszeichen abgekommen; wir haben uns den Affen bedeutend genähert! — Man sagt, ein Affe ist ein halber Mensch, so wären zwei Affen ein ganzer Mensch!

Ein Glück ist es, daß es unter den Affen keine Schriftsteller gibt, die Affen haben vier Arme, die hätten was zusammengeschrieben! Die Affen scheinen von Natur zur jetzigen Schriftstellerei geboren, denn sie springen von einem Zweig zum andern und leben größtentheils von — Blättern.

Da sind wir nun endlich, m. f. H. u. H, bei den fünften Wesen, welche die Menschen auffassen und wiedergeben, bei den — Schriftstellern!

Der wahre Dichter, sagt man, muß geboren werden; ja wohl! Bei dem jetzigen Zustand unserer Dichter, muß man sagen: die wahren Dichter müssen noch geboren werden!

Die Natur ist das Buch der Dichter; ja wohl, für die deutschen Dichter ist es ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern! Poesie ist eine Blume in der Natur, die keine Zeit zerstört, kein Sturm streift von dieser Blume ein Blatt ab, keine Nacht senkt ihren Kelch, und kein sengender Strahl zieht ihr die Farben aus!

Die schriftstellerischen Frauenzimmer haben das Privilegium, sich mit fremden Federn schmücken

zu dürfen! Die Natur hat den Frauen zwei Winke gegeben, daß sie **nicht** schreiben sollen: Erstens kann ein Frauenzimmer eben so wenig lernen, eine gute Feder schneiden, als ein Mann einen Strumpf gut um die Ferse stricken! Zweitens:

Als von seinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdensohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit sich nehme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis an's Grab,
Gab er ihr den reichsten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet sie mit Gaben aus,
Das sie sei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligthume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körper-Symmetrie,
Seelenharmonie,
Herzenssympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoesie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — **Ortographie**!

Die Schreibfedern unserer Schriftstellerinnen bringen die Natur ihrer Mütter mit in die Schriftstellerei: die Gänse nämlich, gerade wenn sie sich **erheben** wollen, **schnattern** sie am meisten!

Es geht den Schriftstellerinnen mit dem Faden ihres Gegenstandes, wie es dem Eulenspiegel erging,

sie vergessen, am Ende einen Knopf zu machen. Wenn man den Faden eines solchen Frauenbuches aufnimmt, ist's gerade, als wenn man einen Faden aufnimmt von einem Knäuel, der am Boden liegt, man wickelt und wickelt, und der Knäuel rollt am Boden immer weiter von uns fort.

Keine Schriftstellerin der Welt kann einen Mann charakteristisch fest schildern. Es ist ein Unglück: im ersten Band verlieben sie sich in den Mann, den sie schildern, da ist's ein Engel, und sie beschäftigen sich stets mit ihm. Im zweiten heiraten sie ihn und verlieren alle Lust an ihm, und im dritten Bande sind sie schon ganz von ihm geschieden.

Zu was die Frauen schriftstellerisch am meisten Beruf haben, ist: zu Biographen. In den meisten Frauenzimmern steckt eine Lebensgeschichte ihrer Nachbarinnen, und jede Frau ist ein Plutarch für ihr Stadtviertel.

Es ist erstaunlich, von wie Wenigem ein Schriftsteller sein Leben fristet, zur Hälfte lebt er von dem Geist seiner Schriften, und zur Hälfte vom Geschmack des großen Publikums!

Gewisse Schriftsteller sind wie Kameele, sie erhalten sich in der Wüste des Lebens durch den Wasserbehälter, den sie in sich führen. Die Menschen vergönnen den Schriftstellern Alles, was sie nicht selbst genießen können oder wollen: Bescheidenheit, Lorbeern, Nachwelt und ungemeine Magerkeit! Sie halten

die Schriftsteller für Oedenburger Früchte, von denen die gedörrten die besten sind! Ein fetter Gaul, ein fetter Dichter und ein fetter Liebhaber ziehen selten stark. —

Geld darf ein Genie durchaus nicht haben. Denn was ist ein Genie? Jemand, der neue Bahnen schafft, und bei den neuen Bahnen hat noch jeder das Geld verloren! Die Genies thun meist auch Recht daran, daß sie kein Geld besitzen, denn Geld repräsentirt die äußern Güter, die Genies aber haben oft Ursache zu wünschen, daß ihre äußern Güter nicht repräsentirt werden!

Gewiß, m. f. H. u. H., steckt in jedem Schriftsteller eine ganze Sammlung von verschiedenen Anstalten.

Zuerst steckt in ihm eine „Sparcasse," d. h. er erspart eine Casse! Die Staatscasse und die Casse des Genies sind ideale Begriffe.

Ferner steckt in ihm eine „Lebensversicherungs-Anstalt," d. h. er muß Anstalt machen, sein Leben zu versichern, sonst stirbt er Hungers!

Ferner steckt in dem Schriftsteller eine „Hagelschaden-Versicherungs-Anstalt," er muß sich selbst versichern, daß ihm der Janhagel keinen Schaden thun kann!

Ferner steckt in ihm eine „Kinderbewahr-Anstalt," er muß nämlich seine eigenen geistigen Kinder groß ziehen. Man weiß, was für ungezogene

Rangen das oft sind! Die Geisteskindlein unserer Schriftsteller sind sonderbar beschaffen, je älter sie werden, je weniger gehen sie! Das macht, daß sie beim Wasser aufgezogen sind! Es geht manchen Büchern, wie manchen Kindern, man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als — ihren Vater! Ein Autor hat eine wahre Affenliebe zu seinen Kindlein. Es geht mit Büchern, wie mit Kindern; man sagt oft, das Buch sieht seinem Autor nicht ähnlich! Es sieht ihm schon ähnlich, wenn wir den eigentlichen Autor nur wüßten! Von einem Buche und von einem Kinde verlangt man vor Allem „Mutterwitz." — Warum sagt man von den Kinderu, sie haben „Mutterwitz," und nicht „Vaterwitz?" — Weil, wenn der Mann witzig ist, er erst durch seine Frau gewitzigt wurde.

Die deutsche Dichterzunft hat jetzt eine neue Fabrikation in Schwung gebracht: Improvisation!

Poesie ist Schaum! Ja, Champagner-Schaum, Meerschaum, von dem Schlag der bewegten Herzenswellen an dem blühenden Ufer der Zeit hervorgebracht!

Improvisation aber ist Bierschaum, man muß ihn wegblasen! Improvisation, dieses Naturschnitzel à la minute, ist blühende Schwindsucht! Es hat noch etwas gefehlt, um die Dichtkunst zu erniedrigen, und das ist die Improvisation! Ich bin überzeugt, wenn die Henne öffentlich Eier legte,

die Leute würden sagen: „Was ist das für eine Kunst, wenn wir so gackern wollten, können wir auch Eier legen!" Die Poesie ist eine schamhafte, keusche, heilige Person, sie bespricht sich nur geheim und im Stillen mit uns! Das allerbeste Gedicht, das je improvisirt worden ist, ist schlecht gegen das schlechteste Gedicht, das je gedruckt worden ist. Improvisiren heißt: das himmlische Reich der Götter in einem chinesischen Hölzelspiel zur Schau stellen!

Aber, m. f. H. u. H., unseren Schriftstellern öffnet sich jetzt ein wirkliches himmlisches Reich für ihre Dichtungen: China! Ich bin überzeugt, wir werden bald in unsern „vaterländischen Musen-Almanachen" lauter chinesische Novellen lesen: Die arabischen, persischen und sonstigen orientalischen Scheik-, Gazellen- und Kameel-Poesien werden, Gottlob, ein Bischen in den Hintergrund treten, und anstatt der zebraartigen Ghaselen werden wir neue Formen bekommen: Mandarin-Gedichte von geblümtem Atlas mit Pfauenfedern und Glöcklein besetzt!

Denken Sie sich, die Chinesen haben 18,000.000 Bände Literatur! Bis die Alle ausgestohlen, geplündert, übersetzt werden! Was sagen unsere Chineser dazu?

Für die Lyrik wird es einige Schwierigkeiten geben, besonders mit den Namen. Im Deutschen reimen sich die Frauennamen so schön; auf Adelaide: Brate, koche, siede; auf Nanette: Bette! auf Susanne:

Tanne; auf Ernestine: holde Miene; auf Kathrein: stell' die Geigen ein u. s. w.

Aber mit den chinesischen Namen wird die deutsche Poesie einen harten Kampf haben! z. B. die Geliebte heißt:

„Tien-li-king-stang-tschang-tseng-hoa!"

Wie besingt man einen solchen Namen? Aber die Dichter werden sich schon helfen, sie werden singen:

„Die Nerven beben und die Glieder zittern,
Wenn ich Dich seh' wo Zibethkatzen gehen um!
Wie Du kau'rst hinter Opiumstaudengittern,
Im Schatten liegst vom rothen Capsicum!
Und trunken fühl' ich's vor den Augen flittern,
Als ging ein Kessel Thee im Kopf herum,
Dein Anblick macht mich trunken, wie einst Noa,
O ma chère Tien-li-king-tschang-steng-hoa!"

Vielleicht sehen wir auch bald eine chinesische Schauspielertruppe hier, deren Vorstellungen gewiß sehr besucht würden, damit man glaube, wir sprechen Alle perfekt chinesisch! Vielleicht kömmt auch einmal ein chinesischer Humorist! In China wächst der Humor wild, man nennt ihn dort Bambusrohr! Er erreicht dort eine Höhe von 60 Fuß, so hoch erhebt sich hier der Humor nicht!

Vielleicht hören Sie, m. f. H. u. H., bald eine chinesische Vorlesung!

Eine humoristische Vorlesung, m. f. H. u. H., muß in einer Beziehung gewissermaßen etwas Chine-

sisches an sich haben. Es bekommt dabei nämlich so Mancher seinen Thee! Allein es ist nicht bös gemeint und ist gesund, überdies, m. s. H. u. H., sehen Sie, die Theeblätter gehen zu Ende, mein letztes Blatt ist gewiß Ihr Herzblatt!

Der Zugvogel.

(Auszug.)

I.

Sie müssen eine Badereise machen, sagt mein Doctor.

„Sie müssen zu Hause bleiben,“ sagt mein Geldbeutel.

Ein Doctor kann sich irren, ein Geldbeutel nie!

Ich hielt Consilium: ich fragte mehrere Doctoren, sie stimmten überein: „Sie müssen eine Badereise machen!“

Ich fragte mehrere Geldbeutel, sie stimmten überein: „Sie müssen zu Hause bleiben!“

Ich schwankte zwischen den Doctoren, die da sagen: „Das Leben ist doch schön,“ und zwischen den leeren Geldbeuteln, die da sagen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“

Aber jeder Mensch will doch leben, wenn's auch nicht der Güter höchstes ist.

In dieser Klemme erschien mir Bertram aus „Robert der Teufel“ und flüsterte mir ins Ohr:

„Das Geld ist nur Chimäre!“

Ja, „das Geld ist nur Chimäre, das wahre Glück auf Erden ist nur das Vergnügen allein!"

Und gibt es ein größeres Vergnügen als das: wenn der Geldbeutel sagt: „Bleib' zu Haus!" und man zur Strafe zum Geldbeutel wieder sagt: „Bleib' du zu Haus!" und man ohne Geld und ohne Geldbeutel hinauswandert in die liebe, schöne grüne Welt, das ist „das Vergnügen allein ohne „Geldbeutel" auf den man beständig Acht geben muß!

Reisen! Reisen! Reisen ist Leben! Besonders die Hämorrhoidarier müssen reisen, reisen, sich sehen lassen! Kein Hämorrhoidarius im Vaterland!"

Ich glaube nicht, daß meiner „Leber" wirklich etwas anderes fehlt um vollkommen gesund zu sein, als das — was zu jeder Leber gehört, um vollkommen zu sein: Trüffel! — Trüffel sind aber hart zu verdauen, auf „Trüffel" muß man Bewegung machen, folglich reise ich um Trüffel essen zu können, wodurch meine Leber gut wird!

Ich soll meinen schlechten Magen durch den Rohitscher Sauerbrunn stärken.

Verkehrte Welt! Der Magen soll den Menschen stärken, und nun muß der Mensch den Magen stärken! Aber mein Magen war nie ein extravaganter Mensch: Ich hätte mit meinem Magen ruhig vor allen Mitgliedern des Anti-Thierquäler-Vereins vorübergehen können, ich hab' ihn nie überladen! Aber der Magen des Menschen gehört zum „schwachen Geschlecht,"

er wird schwach, ohne daß ein vernünftiger Grund dazu da ist!

Jedes Frauenzimmer und jeder Magen haben Momente, wo sie stark schwach werden!

Dann sagen die Aerzte zu Frauenzimmer und Magen: „Sie müssen in einen Badeort!" Jeder Badeort ist für „Schwachheiten" angezeigt!

Also ich führe meinen schwachen Magen zum Brunnen! Der Leser wird also leider in meinen Briefen nicht viel von dem zu lesen bekommen, was ich und wie viel ich esse! Dafür aber viel Wasser! Wasser! Wasser!

II.

Ein Abenteuer! Ein Abenteuer! Avis rara auf der Eisenbahn! Ein Abenteuer, ein ganz kleines, aber doch eines!

Die Abenteuer gehören jetzt zu den ausgegangenen Illusionen! Mit den Eilwägen und Postkutschen sind die Reiseabenteuer in die Remise geschoben worden! Es gibt keine kurzen und schnellen Abenteuer!

Zu einem Abenteuer gehören unbedingt vier Einkehrwirthshäuser, zwei Nachtquartiere, eine umgeworfene Kutsche und drei gebrochene Räder! Das gibts nicht mehr!

Zu einem Reiseabenteuer gehören die alten gothischen Gesellschafts-Menschen, die alten socialen Gestalten-Schnörkel und geschnitzten Fachfiguren, ein dicker Amtmann, ein fluchender Capitän,

ein näselnder Jude, ein fahrender Schüler, ein vacirender Comödiant, eine Pastorstochter, eine alte schlafnickende Gouvernante und andere ähnliche Schachtel-Menschen aus der Figurenschachtel der zweibeinigen federlosen Welt, die den Reisebeschreibern den Stoff und die Abwechslung boten.

Das hat Alles aufgehört! Die Postkutsche hat jene verschiedenen Gestalten abenteuerlichst in einem Raum ganz nahe aneinander gerückt. Diese Menschen-Mosaik wurde abenteuerlich, romantisch! Der Poet, der Reisebeschreiber ex offo konnte aus dieser Farbenschachtel ein Abenteuer erfinden, coloriren, ausmalen!

Aber auf der Eisenbahn verhindert die Classification alle Romantik! Die Menschen werden da wie die „Sorten" in drei Classen getheilt, „erste Classe," zweite Classe," dritte Classe," wo die Sorten so abgepfercht sind, wo sich nur zusammenfindet, was die Convenienz zusammengefügt hat, wo nicht Nothwendigkeit und Zufall die Reisenden durcheinander würfeln wie der Sturm die Ladung eines Schiff-Verdecks; da kann kein Abenteuer geboren werden!

Ach, das waren schöne Zeiten! Sophie! Sophie!

Ich rede von jener Sophie, die von „Memel durch Sachsen" gereist ist und 10 dicke Bände darüber geschrieben hat! Zehn Bände, in welchen, wenn man die Papierbogen aneinander reihte, ganz Sachsen eingewickelt werden könnte!

Und der gute Thümmel, der liebenswürdige Humorist, der ist von seinem Humorfeind, von den Hämorrhoiden, durch eine Reise von wenigen Meilen geheilt worden und hat, glaube ich, 7—8 Bände darüber geschrieben!

Und Yorik, der „empfindsame Reisen" machte und über die Tabaksdose des Onkel Toby einige hundert Seiten füllte!

„Empfindsame Reisen!" Wo soll die Empfindung anfangen, wenn man nicht wie ein Mensch reist, sondern wie ein Felleisen expedirt wird? Wenn man die Luft nicht einathmet, sondern durchschneidet, wenn man die Gegend nicht genießt, sondern ungekaut verschluckt, wenn man das Klima nicht verändert, sondern eskamotirt?

Und was auf der Eisenbahn die Romantik vollends tödtet und selbst den Triumph unserer Schnelligkeit todtschlägt, sind die Drähte des Telegraphen, die wie ein Hohn zur Seite laufen und uns zurufen: „Ihr glaubt, ihr seid ein Vogel und theilt die Lüfte? Ihr glaubt, ihr seid ein Pfeil und schnellt an's Ziel! Thörichte Menschen! hierher schaut, auf mich, gesteht, ihr seid Schnecken, Faulthiere, kriechende Wesen!"

Die Romantik sitzt oft im Waggon als Herzdieb und Entführer, und er flüstert: „Tröste Dich, jenseits des Meeres werden wir glücklich sein!" und sie

seufzt: „Ich gehe mit Dir über Land und Meer in die fernste Ferne!“ — Aber da läuft der geschworne Feind der Diebe und der Erzfeind aller Entführung, der Telegraphen-Draht, an der Seite mit und höhnt sie aus und ruft in den Waggon hinein: „Dummes Liebesvolk! Ueber Land und Meer! Bis ihr hinkommt, bin ich schon dagewesen, und der Funken, der an mir fortläuft, ist stärker als Eure Flamme!“

Ja, jetzt sind die Abenteuer fast unmöglich und ein poetischer Zugvogel findet nirgends ein Körnchen für seinen Abenteuer-Hunger!

Bin ich ein „Zugvogel!“ Was bin ich für ein „Zugvogel?“

Bin ich eine Lerche? Aber die Lerchen reisen nicht mit einem Plaid und mit einem Regenschirm und mit einem Mantelkragen!

Bin ich eine Schwalbe? Aber die Schwalbe nimmt keinen „Wegweiser durch Steiermark“ mit, und die Schwalbe wartet nicht bis der Conducteur sagt: „Neunkirchen! Zwei Minuten Aufenthalt!“

Bin ich ein Storch? Aber der Storch, bei dem, wie bei jedem Journalisten, Klappern zum Handwerk gehört, der Storch wickelt seine langen Wanderbeine nicht in Kamaschen und Staubpantoffel ein; der Storch nimmt für seinen Schnabel nicht ein geschnittenes Poulard und geräucherte Zungen und ein geflochtenes Fläschchen Bordeaux mit!

Ach! mein Herz ist ein Zugvogel, aber es geht mit dem „Lasten-Zug," mit dem Körper! Der Zugvogel „Herz" sitzt im Lasten-Zug „Körper" und singt mit Maria Stuart:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!"

Mein Herz ist noch ein „Zugvogel" und es wiegt sich auf jedem grünen Zweig, der ihm seine Arme entgegenstreckt, und es wandert mit jedem Wölkchen, das fernwärts eilt in ungestillter Sehnsucht, und es schifft auf jedem Glockenton, der über Berge her zu uns schallt in ungekannte Gegenden, und es erhebt sich mit der Lerche, wenn der Morgen sein goldenes Thor aufmacht, und es singt mit der Nachtigall, wenn sie aus dem Blätterkäfig die Melodien aussendet, welche uns die Liebe vom Blatte singt und nur die Gegenliebe vom Blatte accompagnirt, und es singt sein Heldengedicht bei jedem Anblick jedes schönen Angesichts, auf dem der Krieg der weißen und der rothen Rose entbrennt!

Ach, das Herz ist der Phönix unter den Zugvögeln, es entbrennt, verbrennt und ersteht aus seiner Asche neu und jung! — Der Zugvogel Herz wird nicht alt, aber sein Käfig: der Mensch selbst!

Die Frauenzimmer aber sehen auf den Käfig mehr als auf den Vogel! Ein schöner Käfig mit einem häßlichen Vogel ist ihnen lieber als ein häßlicher Käfig mit einem schönen Vogel!

III.

Jedoch ich gerathe auf Abwege und vergesse ganz auf das Abenteuer, auf das ganz kleine.

Ich bin nicht weit von der „Gerechtigkeit" entfernt, d. h. ich bin — wie bekannt — fast blind. Noch bin ich es nicht ganz, d. h. werder ganz blind, noch bin ich schon ganz die „Gerechtigkeit," daher habe ich noch lichte und unparteiische Augenblicke.

Meine Kurzsichtigkeit ist so welthistorisch wie die Kurzsichtigkeit des 19. Jahrhunderts überhaupt. Diese meine Kurzsichtigkeit ist so notorisch, daß viele Damen, d. h. liebenswürdige Damen, mich früher grüßen als ich sie. Ich sehe gewöhnlich die Vorübergehenden u. s. w. erst dann, wenn sie fast an meiner Seite, also gleich vorüber sind und ich mein Compliment post festum anbringe.

Diese meine kürzeste Sichtigkeit hat mir den grünen Schirm im Theater und auf Promenaden zur Nothwendigkeit gemacht, ein Schirm, der schon so berühmt geworden, daß er mit mir karikirt wurde und also eine historische Wichtigkeit bekam.

Also ich und mein grüner Schirm, wir saßen im Carltheater in einer Loge, in der wir gewöhnlich sitzen.

Im Carltheater ist es verkehrt wie in der Schöpfungsgeschichte In der Schöpfungsgeschichte kam zuerst das Licht und dann die Menschen, im

Carltheater müssen erst die Menschen kommen, dann kommt das Licht.

An jenem Abend kamen erst viele Menschen, dann erst kam das Licht, dann kam erst nichts, nämlich eine Posse, von der ich nicht mehr rede.

Ich stellte mein Observatorium auf, nämlich erst die Brille, dann darüber den Opern-, Sternen- und Frauenzimmer-Gucker, und über allem dem den grünen Schirm.

Da gewahrte ich einige Logen von mir rechts eine wunderbar reizende Frau. Es war nicht blos eine schöne Frau, sie war reizend!

Es wird leider mit zwei Worten ein großer Mißbrauch getrieben, mit dem Wort „geistreich" und mit dem Wort „reizend!" Man sagt jetzt sehr oft: „Das ist ein geistreicher Mann!" Die Mädchen affectiren alle: „Ach, nur einen geistreichen Mann!" Aber zu geistreich gehört viel! Geistreich besteht nicht aus einer Blume, aus einer Blüte, aus einem Edelstein, zu geistreich gehört ein Blumengarten, ein Blütenwald, eine Edelsteingrube!

Früher wußte man gar nichts davon, daß man geistreich sein soll; es gab zu allen Zeiten geistreiche Männer, aber nur selten, ganz weit auseinander gepflanzt! Zu was braucht ein Frauenzimmer durchschnittlich auch einen geistreichen Mann? Einen klugen Mann, einen gescheidten Mann, einen gebildeten Mann, einen unterrichteten Mann, das sind

die Männer, auf welche das weibliche Geschlecht angewiesen ist; aber geistreich? das ist zu viel verlangt! Was wollen sie mit einem geistreichen Mann anfangen? Wo wollen sie denselben hernehmen? Von der Putzmacherin? Von dem Herrn Schneider? — Die geistreichen Männer sind nicht gemacht, um die Frauen glücklich zu machen, so wenig als geistreiche Frauen gemacht sind, um Männer glücklich zu machen! Lord Byron kann dies schriftlich geben und Madame Dudevant kann Sand d'rauf streuen!

Noch mehr Mißbrauch wird mit dem Wort „reizend" getrieben! „Eine reizende Frau! ein reizendes Mädchen!"

Worin besteht die Schönheit?" Das kann man sagen! In einem schönen Wuchs, in einem schönen Auge, in einem schönen Mund, in einer schönen Hand u. s. w.

Aber worin besteht der Reiz, das Reizende? Man kann nicht sagen, in einem reizenden Auge, in einer reizenden Hand u. s. w.

Man kann eine Blume zerlegen, sie malen, sie beschreiben, in ihre Blätter, in ihre Staubfäden, in ihre Farbe, aber man kann den Duft der Blume nicht beschreiben, nicht zerlegen. Der Reiz ist der Duft, die Schönheit ist die Blume. Was sind Blumen ohne Duft? Sie sprechen uns nicht an, sie hören selten unser Lob, es sind taubstumme Blumen! Die Schönheit ohne Reiz ist eine Taub-

stumme! — *Schönheit* frappirt uns, *Reiz* durchdringt uns; die Schönheit lockt, der Reiz hält fest; die Schönheit ist aufdringlich, der Reiz siedelt sich an.

Eine *Schönheit* kann häßlich werden, eine *Reizende* niemals; die Schönheit gibt gar keine Bürgschaft für den Inhalt des Buches, ein *reizendes* Gesicht hingegen ist Gewährleistung einer Seele, eines Innern, welche nicht gewöhnlich sind!

Also es war eine *reizende* Frau und schön obendrein! Das ganze Publikum sah mit nach der Loge, in welcher sie saß.

Ich sah zuerst nur hin und dachte: „Es ist nicht gut, daß die Frau allein sei!" Ich war auch allein, allein das Allein war ein anderes Allein! Ich bemerkte bald, daß die Frau nicht allein war!

Ihr vis-à-vis saß ein Mann, und da dieser Mann überall im Theater hinsah, nur auf die reizende Frau nicht, schloß ich mit eigenem Scharfsinn, daß er *ihr Mann* und daher auch *mein Mann* war. —

Die reizende Frau sah lange und anhaltend nach und zu mir! Ich, unbewegt von diesem gewohnten: „*Um das Rhinozeros zu schauen*," bildete mir nicht im Entferntesten ein, daß es etwas mehr als jene Anguck-Sucht war, welcher wir nur halbwegs bekannte Personen preisgegeben sind.

Das Stück begann, ich benützte die Dummheit

des Stückes um ungestört nach der reizenden Frau zu sehen. Ihre Blicke hielten Stand!

Alter schützt vor Thorheit nicht! und wenn der Mensch auch 60 Jahre damit beschäftigt war, seine Eigenliebe auszuhungern, und wenn der Mensch in diesen 60 Jahren 100mal Zeuge war wie seine Eigenliebe falsche Wechsel auf ihn ausstellte, die Eigenliebe ist wie ein Leichdorn, wenn man sie 100mal ausschneidet, sie wächst nach, niemand vermag sie mit der Wurzel herauszuziehen!

Ich ertappte also meinen innern dummen Kerl auf der Albernheit zu glauben, die Frau kokettire mit mir.

Ich ließ meinen innern dummen Kerl bei diesem Glauben; warum sollte ich ihm das unschuldige Vergnügen nicht gönnen?

Ich aber rathe jedem, der in sich so einen dummen Kerl entstehen sieht, ihn gleich zu tödten, sonst wächst der innere dumme Kerl dem äußern gescheidten Kerl über den Kopf!

Mit jedem Blick zu der reizenden Frau, mit jedem Retourblick von der reizenden Frau fühlte ich wie der dumme Kerl in mir wächst und wächst. In einer halben Stunde war er vollkommen ausgewachsen, ein wahrer Grenadier, und dann warf er mich aus meiner Loge hinaus!

Ja, der dumme Kerl trieb mich hinaus und befahl mir: Jetzt schau und erkundige dich, wer wohl diese reizende Frau sein mag, u. s. w.

Der Gescheidte gibt nach, ich gab also nach, verließ meine Loge, um den Logenschließer im Begegnen zu fragen, wer die Dame in Nummer so und so sei. In dem dunklen Logengange fragte ich den Logenschließer: „Ich bitte Sie, wissen Sie nicht, wer die Frau in Nummer so und so ist, und der Mann, der bei ihr sitzt? Erkundigen Sie sich doch, ich werde Ihnen dankbar sein."

Der Mann erwiederte: „Ist nicht nöthig, Herr v. Saphir, das ist die Frau von * * * und der Herr, der bei Ihr sitzt, das bin ich, ihr Mann."

Ich hatte also in meiner Blindheit den Mann der reizenden Frau, der wahrscheinlich ein wenig Kühlung suchte und aus der Loge ging, für den Logenschließer angesehen.

Der dumme Kerl in mir war wie vom Blitz getroffen, ich freute mich, daß er eine solche Lection bekam, doch beschloß ich mich seiner aus alter Bekanntschaft anzunehmen. Aber die Sache war zu komisch, da nützte nichts als versuchen ob man mit einem Menschen zu thun habe, der Spaß versteht, und die Sache scherzhaft zu Ende führen.

„Ihr Mann?" rief ich wie erstaunt aus, „also zu spät! Ich fand die Dame so reizend, ich hatte die redlichsten Absichten! Sie sind mir zuvorgekommen! Ich gratulire!" Damit machte ich einen Knicks und zog mich, nicht Sieger, nicht besiegt, in meine Loge zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

IV.

In Bruck war ich auf einige Augenblicke in die Restauration gegangen, während dem wechselten einige Passagiere in den Waggons und kamen neue dazu.

Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, und nur durch große Schnelligkeit sprang ich noch in den Waggon erster Classe hinein, in welchem neue Insassen waren.

Ich wollte eben einen Platz einnehmen, da tönte eine Silberstimme: „Bald, Herr v. Saphir, wären Sie wieder zu spät gekommen wie bei Frau v. * * * im Carltheater."

Bei meiner Kurzsichtigkeit war ich genöthigt, ganz nahe in die Wagenabtheilung zu treten, aus welcher diese Stimme tönte, es war die Frau v. * * *, die reizende Frau aus der Loge im Carltheater!

„Verzeihen Sie," sprach ich, indem ich mich auf den vis-à-vis-Platz setzte, „ich bin nicht zu spät gekommen, ich bin zu früh gekommen, oder Sie sind zu spät gekommen."

Wie so?"

„Nun, ich hätte um 40 Jahre später, oder Sie hätten um 40 Jahre früher kommen sollen!

„Glauben Sie, daß Sie dann zur rechten Zeit gekommen wären?"

— Es war also auch eine pikante Dame!

„Vielleicht zur Hochzeit! Aber meine holde

gnädige Frau, man kommt nie zu spät, wenn man so viel Geist hat wie Sie — dann holt man das Versäumte ein!“

„Das Versäumte sind wohl Sie?“

„Ach, Sie sind auch ironisch? Die Natur hat uns für einander geschaffen!“

„Sollte uns Beide eine Natur geschaffen haben?“

„Den Teig wohl nicht, aber die Fülle, die Seele, den Geist, das Herz!“

Doch ich will diesen Dialog nicht ganz wiedergeben. Wir werden uns in Wien wiederfinden.

Als ich in Graz ausstieg, schlug mir Jemand auf die Schulter, ich sah mich um, es war mein innerer dummer Kerl aus der Loge, er fuhr heute vor Freude ganz aus der Haut, klopfte mir auf die Schulter und sprach:

„Nun, haben Sie in Ihrem Leben viel solche glückliche dumme Kerle in sich gespürt?“

Die Geliebte und der Apotheker,

oder:

Drei Tage aus dem Leben eines Humoristen.

Genrebild aus meinem Leben.

Es gab einmal eine Zeit, in welcher ich um 30 Jahre jünger war als ich jetzt jung bin! Wie jung muß ich in meiner Jugend gewesen sein, wenn ich jetzt noch schon so jung bin.

Vor dreißig Jahren zählte ich dreiunddreißig Sommer! — Doch nein! — Zu dreiunddreißig Jahren zählt man nur noch die Frühlinge! Mit 40 Jahren beginnt man die Sommer zu zählen, mit 60 die Winter und mit 70 zählt man die Allerseelentage.

Zu dreiunddreißig Jahren fangt ein solider Sterblicher an gesetzt zu werden — nicht in Profosen- sondern in Ehestands-Arrest!

Aber Künstler, Poeten, große Staatsmänner, Militärs fangen mit 33 Jahren erst an, das Leben oder was dasselbe ist, die Liebe, als das einzige Erhaltungsmittel von Geist, Phantasie, Scharfsinn, Politik

und Heldenmuth zu betrachten und täglich einige Eß-löffel davon zu nehmen.

Ein großer Poet, ein großer Künstler, ein großer Staatsmann und ein großer Held sehen jedes Frauen-zimmer mit dem Gedanken an:

Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Nach diesen 4 unwiderstehlichen Frauen-Eroberern kommt gleich der „Millionär! Das Schicksal hat mich mit Allem begabt, was einen Millionär macht, an Herz, Magen, Geschmack und Großmuth, und ist mir die Million dazu schuldig geblieben! Wenn ich wollte, könnte ich das Schicksal in den Schuldenarrest bringen!

Auch in Hinsicht der Liebe hab' ich das weibliche Geschlecht aus der Million-Perspektive betrachtet.

Ein „Poet" war ich auch, also hatte ich ein Herz mit doppeltem Liebesboden.

Nichts wechselt mehr als der Geschmack in der Liebe! Im Frühling liebt man blaue Augen, das ist die Veilchen-Saison! Im Winter liebt man schwarze Augen, das ist die Gluthkohlen-Zeit. Am Fenster blaue Augen, beim Becher schwarze Augen. Zur Morgenstunde blonde, gold'ne Haare, zur Nacht-stunde dunkle, schwarze Haare. Zum Ernst der Liebe eine römische Nase, zum Scherz- und Herzgekose ein Stumpf- und aufgeschürztes Näschen.

Bis zu 40 Jahren ißt der Mensch, von 40 Jahren weiter trinkt er mehr — bis zu 40 Jahren

liebt man die Schlanken, Schmächtigen, von 40 Jahren weiter die Drallen, die Fülligen.

Kurz die Geschmacksverschiedenheit geht in's Unglaubliche, das Unglaublichste im Unglaublichen und doch wahr ist: daß oft junge Männer alte Weiber nicht lieben, aber „Passion" auf sie haben.

Ein Frauenzimmer soll schön sein, ein Mann darf schön sein, eine Prinzessin muß schön sein, ein Philosoph kann schön sein, ein Poet ist immer schön, wie Figura zeigt, Figura: ich.

Was ist schön? Wer ist schön?

Schön ist was gefällt! — Ich sage: nein! Es gibt viele schöne Frauen, die nicht gefallen — eine Unzahl schöne Männer, die sogar miß-fallen! Schön kömmt von scheinen her, ist also ein Ding des Scheins, Gefallen ist ein Wesentliches, ein Eindruck, eine Kraft.

Weil nun die Schönheit ein Sichtliches, mit den Sinnen Wahrzunehmendes ist, zieht sie den sinnlichen Menschen am meisten an.

Selbst in der Kunst nennt man „Schönheitssinn" das Vermögen, die Formen der Dinge richtig zu schätzen.

Die „Schönheit" hat ihre Gesetze, sie muß als schön anerkannt werden, aber ohne Interesse zu erregen. Nicht was schön ist, erregt Interesse, sondern das was gefällt.

Aber: was gefällt? Das gefällt, was uns

durch sein Einwirken auf unsere Wahrnehmungs-Organe sympathisch berührt. Um diese Einwirkung willen ist das, was gefällt, schön.

Nicht alle „Poeten" gefallen, aber alle geistreichen Menschen — nur wenige Poeten sind auch geistreich. Unter hundert Frauen sind wenigstens fünf geistreiche; unter tausend Männern kaum fünf! Unter tausend Männern sind nicht fünf, welche geistreiche Frauen ihres Geistes halber lieben; unter tausend Frauen sind nicht fünf, welche geistreiche Männer nicht lieben.

Also von tausend Frauen haben mich immer 995 geliebt, denn ich bin geistreich und ich bitte den verehrten Leser, mir das vor der Hand auf's Wort zu glauben, die Beweise dafür werde ich noch nachliefern.

Wenn nur der verehrte Leser mir erst die Gefälligkeit erwiesen hat mir zu glauben, daß ich geistreich bin, trotzdem ich 40 Jahr lang selbst dagegen geschrieben habe, dann wird er auch glauben, daß ich manche Abenteuer bestand, daß ich in meinem Leben wenigstens 10.000 Frauenzimmer kennen lernte, welche insgesammt mit Abzug von „fünf per mille," also 9950, in mich verliebt waren, von welchen Mehrere mit dem Leben davon gekommen sind.

Es war im Jahr 1827.

Es war in Berlin.

Es war in der Oper.

Es war in der Loge des General-Musik-Direktors Ritter von Spontini.

Es wurde seine ungemein lang erwartete Oper gegeben: „Agnes von Hohenstaufen," eine Zauber-Oper aus „Tausend und einer Nacht," welche Oper ein Witzbold also nannte: „Agnes zum Davonlaufen, eine Zauberoper aus tausend und einer Oper."

Ich war brillant! Weiße Kravatte! gelbe Handschuh! blaue Weste mit rothem Untergilet! Kurz, ganz Regenbogen!

Also ich saß in der Loge.

Sie saß im Parquett; erste Bank, gerade vor mir.

Sie! Wer? Nun: der Engel!

Aber diesmal war's wirklich ein Engel!

Der Engel sah mich unverwandt an!

Der Leser glaubt nun, ich hätte mich darüber gewundert:

Nicht im geringsten!

Der Leser wird nun aber gewiß glauben, ich hätte sie oder ihn (den Engel) wieder angesehen? —

Errathen! Die Leser wissen doch gleich Alles! Es ist mit den Lesern nicht mehr zum Aushalten!

„Lenardo sah her, Blandine sah hin!"

Ob sie schön war?

Wenn mir ein Leser eine Nichtschöne nennen kann, die ich geliebt habe, dann bekömmt er eine

grandiose Belohnung: sämmtliche politische Artikel der verflossenen Jahrgänge des „Humorist.“

Saß der Engel allein? Allein? Nein, neben dem Engel saß die Mutter, das ist bei allen Engeln der Teufel!

Das Theater war zu Ende. Vor dem Ende warf ich auf den Engel noch einen jener Blicke, die schon auf den Liebes-Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit geleistet hatten. Der Wurf gelang. In dem Blick stand die Frage: „Darf ich es wagen?“ Sie warf mir einen Blick zurück, ich las in diesem Blick, Seite 1, Zeile 1—20 mit Fraktur-Schriften geschrieben: „Wage zu wagen!“

In der großen Ausgangshalle erwartete mich Herr Oettinger; Eduard Oettinger, der Eduard, der statt an eine „Kunigunde“ an eine Maria sich hängte, und die Maria an den Eduard hing: Eduard Maria Oettinger.

Er wohnte bei mir und war der Leib-Postillon meines „Berliner Couriers.“

„Komm, Oettinger!“ rief ich aus.

„Wohin?“

„In's Café Royal?“

„O nein!“

„Komm nur, komm, ich muß wissen, wo der Engel wohnt, wie der Engel heißt, was der Engel ist u. s. w.“

„Es ist die Perle aller Mädchen!“

Da schwebte die „Perle“ vorüber, am Arm der Perl-Mutter!

Ich zog Oettinger schnell nach.

Er machte verschiedene gute und schlechte Witze, aber folgte mir. Wir huschten wie die Schatten hinter Gretchen und Martha her.

„Jetzt,“ sagt Oettinger, „mußt du vorwärts gehen, damit sie wissen, daß du nachkommst, und daß selten was Gutes nachkommt.“

Aber ich hatte es anders ausgeklügelt. Er mußte unbemerkt auf die andere Seite hinüber gehen, dann thun als ob er mich straßüber erblickte und laut rufen: „Ach! Saphir, kommst du aus dem Theater?“

Der Gedanke war schön, aber der Leser wird kein Neidhammel sein.

So geschah es!

Aber Oettinger war ein Bösewicht, er schrie herüber, so daß der Engel es hören mußte: „Ach, Saphir! wie kommst du daher, bist du nicht bei deiner Antonie?“

In diesem Augenblick drehte der Engel sein Köpfchen um und sah mich nach ihren Fersen einherschleichen.

Indessen hatte sich Oettinger wieder zu mir gesellt und wir folgten dem Paare die Friedrichstraße entlang.

Die Friedrichstraße ist sehr, sehr lang! es war Zeit genug auf ein Mittel zu sinnen, sich den Damen zu nähern.

Da hörte ich ferne, hinter mir, eine Berliner Droschke herankommen.

Ein Blitz fuhr durch meine Gedanken, sie wurden blitzdumm und heckten Folgendes aus:

Ich ging der Droschke entgegen, die Friedrichstraße, nah' am Oranienbergerthor, war schon einsam, ich versprach dem Kutscher ein „Drittel," wenn er heranfahre und an die Damen so nahe vorüberfahre, daß derjenige, welcher hinter ihnen geht, fürchten könnte, er fahre in sie hinein.

„Und dieses Thieres Langsamkeit" verschaffte mir die erste Annäherung an den Engel.

Wir gingen wieder sachte, 6 Schritte weit hinter den Damen, die Droschke rasselte heran, knapp an die Damen an, ich schrie wie zu Tode erschreckt laut auf, stürzte heran: „Um Himmelswillen, meine Damen, haben Sie Schaden genommen?" — Dem Droschken-Amor schickte ich noch ein: „Warte, du Racker!" nach und die Präliminarien waren gemacht.

Ich sprach natürlich erst von der Droschke, von dem Unglück, welches hätte geschehen können, und welches Glück mir daraus entstand; von der Droschke kam ich auf das schlechte Pflaster, vom schlechten Pflaster auf die Länge der Friedrichsstraße und von der Länge der Friedrichsstraße auf die Kürze der Sommernächte, von der Kürze der Nächte kam ich auf süße Träume, von süßen Träumen auf bittere Kerne von süßen Minuten; die „süße Minute" war die jetzige an ihrer

Seite, der „bittere Kern“ war der Schmerz sie vielleicht nicht wieder zu sehen, und bevor wir noch den Wächter heraurriefen, der ihr Hausthor öffnen sollte, war schon Alles geschehen, ich erklärte ihr meine Liebe, ich erklärte ihr die Liebe überhaupt, und wie ich die liebe Liebe liebe, und wie Liebe ohne Gegenliebe so viel sei, wie ein linker' Handschuh ohne rechten, wie ein einzelner Strumpf ohne Mitstrumpf!

Oettinger-Mephisto hatte Mutter Martha am Arm und sie gingen hinter uns her.

Der Engel sprach:

„Da hört' ich ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies!“

Das Erste, was sie sagte, war: „Ich habe den Herrn Dr. Saphir in der Loge gleich erkannt, nach dem Portrait!“

Der Teufel hole alle Maler, Zeichner und Lithographen!

„Ah! sehr schmeichelhaft! Aber wo haben Sie, holder Engel, mein Portrait denn gesehen?“ —

„O, wir sehen Sie bei uns in Stendal auch hängen!“

„In Stendal? Also mein Fräulein sind aus Stendal? Und da ich schon in Stendal hänge, darf ich nicht auch an einer Stendalerin hängen?“

„Die Stendalerinnen und die Nürnberger hängen Keinen bis sie ihn haben.“

Diese witzige Antwort enthielt auch eine Lesart, die ich zu meinen Gunsten auszubeuten berechtigt schien.

Der Leser müßte mit mir gewesen sein, er müßte bei jeder Laterne das liebliche Antlitz gesehen haben, mit dem zarten Schmelz übergossen, er müßte in diese schwarzen Waldkirschenaugen gesehen haben, er müßte dieses Lächeln um den Rosenmund spielen gesehen haben, um zu begreifen, wie einem Poeten mit einem so phosphoreszirenden Herzen zu Muthe war. Ich setzte das Gespräch fort:

„Wenn aber die Delinquenten den Stendalerinnen sich selbst überliefern, freiwillig, haben sie kein Mitleid mit ihnen?

„Da müßten die Stendalerinnen erst eine lange Zeit fordern, um sich von der wirklichen Besserung des Delinquenten zu überzeugen!"

„Wie verstehen Sie das, meine Holde?

„Nun z. B., wenn der Delinquent ein Poet ist, von dem die Zeugen-Aussage lautet, daß er schon oft gehängt und eben so oft — abgeschnitten hat, dann müßten die Stendalerinnen an der Besserung lange zweifeln." — Sie war zum Küssen!

Kurz ich erfuhr noch, daß sie „Amalie" hieß, Amalie W., — Tochter eines höheren Beamten in Stendal, daß sie noch acht Tage in Berlin bleibe, und daß sie immer gewünscht hätte, mich kennen zu lernen.

Während ich mit Amalie plauderte, hatte Freund Oettinger die Mama gewonnen. Er hatte Momente,

wo er Mama's und Töchter gewinnen konnte, nur verspielte er sie eben so schnell als er sie gewann.

Am Hausthor angelangt, erhielten wir die Erlaubniß, uns am Tage darauf vorstellen zu dürfen.

Und „tausend gute Nacht!" Ich ging noch lange unter dem Fenster auf und ab, wie Romeo unter Juliens Balcon.

Ich wollte wissen, in welchem Stockwerke sie wohnt. — Die „Engel" pflegen in großen Städten meist im fünften Stockwerk zu wohnen, wahrscheinlich wegen der Nähe des Himmels!

Amalie wohnte aber in der Bel-étage.

Ich ging unten herum. Ihr Schatten kam einigemal an's Fenster; ich konnte mich nicht losreißen, da hörte ich eine Stimme. „Is it the nightingale?" Nein, es ist „auch nicht die Lerche" — — es ist der Nachtwächter! Er „tutete": „Eins!" Ich ging nach Hause und fand Oettinger schon im tiefen Schlaf.

Ein Verliebter erwacht sehr früh und sehr spät! Er erwacht täglich sehr früh, wenn er Hoffnung hat die Geliebte zu sehen, aber er erwacht sehr spät — aus seinem Traum! —

Die Toilette beschäftigte mich von Morgens 7 Uhr bis 12 Uhr Mittag!

Ich sollte sie ja sehen, d. h. sie sollte mich ja sehen! Nicht bei Theater-, nicht bei Laternen-Beleuchtung, sondern am Tageslicht, bei voller Sonnenbeleuchtung. Leinwand und Frauenzimmer muß man nicht beim

Kerzenlicht beurtheilen, dachte ich; aber auch „Männerschönheit" nicht!

Ich habe von jeher auf sorgfältige Toilette viel gehalten. Weil unser Inneres nur der liebe Hergott sieht, muß man trachten, daß das was die Leute sehen: das Aeußere, so gefällig sei als möglich.

Eine sorgfältige Toilette ist eine stumme Höflichkeit, die man der gesammten Menschheit schuldig ist. Ein eleganter Anzug ist eine schweigende Galanterie für die Gesellschaft.

Meine weiße Cravatte am Theaterabend ist eine Hochachtung dem Publikum und eine Artigkeit der Kunst bewiesen.

Wer auf seinen Körper nichts hält, kann keine schöne Seele haben. Wer sein Gesicht nicht wäscht, dessen Gedanken sind schmutzig, wer nicht stets ein blütenweißes Hemd trägt, kann nicht elegant fühlen, nicht elegant sprechen.

Poeten besonders haben früher den Ruf der „Schlumpigkeit" genossen; Jean Paul selbst sagte mir: „Die abgerissenen Rock-Knöpfe an dem Rock eines Dichters sind Ehren-Wunden;" — aber ich bin so frei zu meinen, daß man mit offenen Wunden nicht in die Gesellschaft taugt. Nicht mit seinen Wunden glänzt der Held im Leben, aber mit seinen Narben. Ein zerrissener Dichter-Rock ist eine Wunde, ein reiner, nett ausgebesserter ist ein Rock mit Ehren-Narben.

Es ist eine große Verkehrtheit im Leben, daß die

Männer nur in der Jugend auf ihren Anzug sehen und je älter sie werden ihren Anzug immer mehr vernachlässigen.

Gerade umgekehrt muß man verfahren; da man ein Mitglied der Gesellschaft ist, so ist man schuldig, sein Ich so zu repräsentiren, daß es die Gesellschaft nicht zurückstoßt, nicht beleidigt. Je mehr das Alter den Menschen für die Menschen weniger angenehm und genießbar macht, desto mehr muß man trachten, sein Ich zu unterstützen, zu heben, um so viel als möglich trotz Verwüstung der Zeit, der Gesellschaft einen nicht unangenehmen Anblick zu bieten.

In dieser Beziehung hat die Natur es sehr weise eingerichtet. Viele Männer, wenn sie in das Alter der Schnee-Region kommen, wenn ihr Haupt zur Schnee-Koppe wird, vernachlässigen ihren Anzug oft auf die abstoßendste Weise. Diese hat die Natur oft mit einem geckenhaften Innern ausgestattet, gerade als Winterholz flackern sie am Herde der Liebe am lohesten, in diesem Liebes-Geckenthum flattern diese alten Falter noch wie Jünglinge um das weibliche Geschlecht, wollen courmachen, gefallen u. s. w., und diesem Umstande verdankt man es, daß viele bejahrte Männer, die sich sonst vielleicht nie waschen würden, eine sorgfältige, ja elegante Toilette machen.

Der S t y l ist der Mensch? — Nein der A n z u g ist der Mensch!

Wenn Mann und Frau stets in voller Toilette

selbst im Hause sich begegneten, der Proviant der Liebe würde für längere Zeiten ausreichen als für die Flitterzeit!

Vor dreißig Jahren, zur Zeit dieses Abenteuers, war ich noch kein alter Mann, aber ich war ich auch nie ein Geck — wie überhaupt kein vernünftiger Mensch einer sein kann — aber ich hielt auf Eleganz, das ist angeboren. Bei dieser Gelegenheit sei folgende Anekdote erzählt, die von meiner Liebe zum Luxus zeugt.

Ich war Redacteur zweier Blätter, damals lebte eine Redaction nicht von „Inseraten" und „Actien", sondern jede von ihrem — Talent. Es ging mir also damals besser als jetzt. Dabei war ich ein junger, lediger Gerne-gesehen. Ich hielt eine Equipage, galonirte Kutscher, galonirte Diener dabei und einen kleinen Jockey, elegant betreßt.

Im Thiergarten war Wettrennen. Ich fuhr mit meinem ganzen Hofstaat hinaus.

In der großen Allee des Thiergartens überholte mich weiland Se. Maj. der König von Preußen. Ich ließ meinen Wagen zur Seite fahren und Se. Majestät fuhr mit dem Adjutanten Prittwitz an mir vorüber, nur von einem einzigen einfach gekleideten Diener begleitet.

Bei Kämpfer, am Platze wo das Wettrennen stattfand, stand das Publikum auf der einen Seite und auf der anderen die hohen Herrschaften.

Da nahte sich mir der Oberst v. Prittwitz und sagte: „Se. Majestät haben zu bemerken geruht, daß Sie mit einem größeren Gefolge fahren als der König!"

So oft ich an diesen hingeschiedenen unsterblichen Monarchen gedenke, geht mir mit der Erinnerung das Herz und das Auge in Wehmuth und Thränen auf. Milde und Menschenliebe überflügelten wie zwei Genien sein ganzes Leben, und das Interesse, welches er an Kunst, Theater und Literatur nahm, wand manche Blume in den Dornenkranz Derer, die dem Geiste die Sorge für die Materie aufbürden müssen.

Ich selbst hatte das Glück, die rührendsten Beweise seines unversiegenden Wohlwollens zu genießen. Die Sache war mir also sehr empfindlich, doch faßte ich mich gleich und erwiederte: „Ich bin von der Gnade Sr. Majestät des Königs überzeugt, daß Allerhöchstderselbe sich gerne das Vergnügen machen möchte, das ich mir mache! Se. Majestät können nicht alle seine Unterthanen auf jeder Spazierfahrt mitnehmen, ich aber kann mir dieses Vergnügen ja machen! Das sind alle meine Unterthanen!"

Mein kleiner Jockey mit den goldenen phantastischen Tressen war bald eine Stadtpersönlichkeit. Er war Postillon d'Amour, Joujou der Künstlerinnen, Anmelder und — Censur-Bote! Er hatte das holde Amt, dem Herrn Censor v. Granow jeden Tag die Spalten der „Schnellpost" und des „Couriers" zu überbringen und auf ihre Erledigung zu warten.

Eines Tages machte es mir der Herr v. Granow gar zu bunt. Ich beschloß nun einen kleinen Spaß.

Ich trennte von der Livree meines Jokey's an den

auffallendsten Stellen die Tressen ab, riß die Näthe auf und schnitt in die Aermel viele aufklaffende Löcher. In diesem Anzug schickt ich ihn Tags darauf mit den Censurspalten zu Herrn von Granow.

Dieser, der den hübschen, drallen, eleganten Jungen gern sah, sagte: „Aber was ist Dir denn geschehen, Du siehst ja ganz zerfetzt aus, was ist denn mit Deiner Livree vorgegangen?“ Darauf erwiederte mein Jockey, wie ich es ihm befahl: „Nichts! ich hab' sie blos eben aus der Censur bekommen!“ — — —

Nach acht Tagen, in welchen ich fast unzertrennlich von der schönen Stendalerin war, reiste sie mit ihrer Mutter nach Stendal ab und wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel.

Um daß ein Liebesbrief das sei, was er sein soll, muß man am Anfang nicht wissen, was man schreiben wird, und am Schlusse nicht, was man geschrieben hat.

Aber geschriebene Worte sind Todte, deshalb gibt man Sand darauf und begräbt sie

Jeder vernünftige Mensch, wenn er nach 10 Jahren seinen eigenen Liebesbrief liest, kann nicht begreifen, wie er so kindisch sein konnte, wird es aber bei nächster Gelegenheit wieder sein.

Eines Tages bekam ich ein Schreiben aus Stendal, von ihr! vom Engel! von der Einzigen, von Maly!

Sie schrieb: „Sind Sie denn gar nicht neugierig den Ort zu sehen, wo der berühmte Winkelmann geboren wurde?“ — Stendal nämlich.

Es war gegen 4 Uhr Nachmittags als ich den Brief erhielt. Um 6 Uhr saßen wir im Wagen, Oettinger und ich. Dr. Herloßsohn war in Berlin, ich ernannte ihn zum provisorischen Geschirrmeister der „Schnellpost“ und des „Couriers“ und: „Auf! nach Valencia!“

Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, als wir in Stendal ankamen. Der Postillon führte uns in den „schwarzen Adler.“ Es wurde da eben ein Hochzeitsfest gefeiert. Die Gäste hatten sich größtentheils entfernt, die Lichter waren herabgebrannt, blos die Dienerschaft war noch mit Abräumen beschäftigt. Mit Noth bekamen wir zwei Zimmer, einige Ueberreste der Hochzeitstafel labten unsern sterblichen Theil und — Aurora hatte kaum den Mund aufgemacht, um ihr Gold auf die Erde zu streuen als wir schon in den Straßen Stendals herumirrten, um, der Beschreibung nach, Straße und Haus aufzufinden, in welchem sie wohnte.

Es war eine schlimme Expedition! Der Vater durfte nichts wissen! Schon hatte die vielzüngige Fama es ihm zugeflüstert, daß seine Tochter in Berlin von einem Poeten, Gott sei bei uns! sich den Hof machen ließ. Er äußerte, Apollo sei ein Bettelkönig, die Musen neun liederliche Weibsbilder und die Poesie nichts als ein Vormerkungsschein auf einen Platz im Narren- oder Hungerthurm!

Die Väter sind immer practisch.

Nach langem Auf- und Abirren in den eben nicht mit Marmor gepflasterten Straßen Stendals und in

der Straße, wo sie wohnte, steckte sich endlich ein weibliches Köpfchen wie ein Impromptu zum Fenster heraus — sie war's, er war's! Sie die Maly! er, der Engel!

Sie kam — sie sah — und schlug das Fenster mit einem Schrecken zu, als ob ich nicht der längst erwartete Geliebte, sondern der gar nicht erwartete Ehemann gewesen wäre.

Oettinger lachte boshaft und sagte: Sie schlägt zu! Der Anfang verspricht viel!

Nach fünf Minuten kam „eine Zofe vom Hofe," es war ihr Stubenmädchen, ihre Vertraute!

Kurz, aber deutlich war der Rede Sinn! Der Papa wird gleich ausgehen, der Papa ist ein Attila, der Papa wird uns sehen, der Papa wird ahnen, der Papa wird einen Heidenlärm schlagen.

Also wir sollten uns vor der Hand zurückziehen und nicht sehen lassen bis auf weitere Ordre. Wir sollten ferneres auf einen Vorwand denken, unter dessen Wahrscheinlichkeit wir einige Tage in Stendal zubringen müssen. Wir sollten ferner versichert sein, daß Stendal ein Krähwinkel sei, in welchem die Ankunft eines berühmten Dichters — so sagte sie — großes Aufsehen und große „Fragerei" machen werde; übrigens liebe man uns noch wie stets, uns, id est: mich.

Wir zogen uns eilfertig aus der Papa-Region zurück und nun an den Vorwand, der zu erfinden ist. Da war guter Rath theuer! Winkelmann's Grab kann

man allenfalls in einer Stunde sehen und dann mußte man abreisen. Aber einige Tage!

Indem wir so fortschlenderten, kamen wir mitten im Städtchen an einen Platz, ein mit Gras armselig überwuchertes Viereck, mit Schutt und Gerölle bedeckt. An der einen Seite war eine Apotheke. Mehrere kleine Pflöcke auf diesem Grasplatz zeigten an, daß hier auch die Stendalerinnen ihre Wäsche der Sonne anvertrauen.

Da fuhr's wie ein Blitz durch meine Gedanken! Der Vorwand war gefunden. Ich theilte meinen Plan Oettinger mit, der ihn nicht nur vortrefflich fand, sondern auch höchst geistreiche Nuancen und Verbesserungen dazu ausheckte.

Wir gingen in die Lotterie-Collectur und fragten einen ziemlich alten Mann, der da saß, ob er nicht wisse, ob die Stadt Stendal geneigt wäre, diesen großen Grasfleck für eine bedeutende Summe zu verkaufen?

Der Mann schob die Brille in die Höhe und sah die zwei Männer an, die der Stendaler Gemeinde ihren Grasplatz abkaufen wollten. Aber er sagte, der Platz gehöre nicht der Gemeinde, sondern er gehöre dem Apotheker. Wir rückten nun dem Manne näher und sagten: „Sie könnten da ein hübsches Geschäftchen machen; wir wollen, wir müssen diesen Platz kaufen, holen Sie den Apotheker aus, aber lassen sie nichts merken, das ein Käufer da ist, es soll Ihr Schade nicht sein! Wir fragen uns Nachmittags wieder an, aber reinen Mund gehalten!"

Kaum waren wir um die Ecke, so lugte Oettinger zurück und sah Einen, unsern Lotterie-Marker, geschwind in die Apotheke huschen; das wollten wir.

Darauf gingen wir nach Hause, ließen uns zwei Packete Bundfaden holen, schnitzten 30—40 große Stäbe wie Vater Jakob für Labans Schafe, nahmen einen Bogen Papier, einen Rothstift und gingen mit all' dem ausgerüstet auf die Weide, d. h. auf unsern in Stendal schon berühmten Grasplatz.

Auf dem Grasplatz angekommen, fingen wir an den Platz in allen Richtungen auszumessen, schlugen die Stöcke ein, zogen die Bindfaden hinüber, herüber, schrieben auf, zeichneten an, maßen mit Schritten quer und über, dann lagerten wir uns wie Ochsen in's hohe Gras und zeichneten und gestikulirten, dabei sahen wir, wie aus dem Apothekerladen unter den Vorhängen einige Köpfe heraussahen, auch aus dem Lotterieladen guckten Neugierige heraus, kurz, wir sahen Stendal nun in Alarm, la ville et la cour!

Darauf schickte ich einen Extraboten nach Magdeburg an meinen Freund, den Redakteur des „Magdeburgers Anzeigers", die gelesenste Zeitschrift in dem zwei Stunden davon entfernten Stendal, und bat ihn, noch heute Folgendes in sein Blatt einzurücken:

„Stendal. Seit gestern ist unsere Stadt in lebhaftester Bewegung. Der berühmte Herr M. G. Saphir ist in Begleitung eines Schriftstellers, Oettinger, hier angekommen, um einige Tage hier zu verweilen.

Es gehen verschiedene Gerüchte darüber, was diesen Mann hieher führte, ich glaube aus verläßlicher Quelle berichten zu können, daß er im höheren Auftrage hier ist, um ein Theater hier zu bauen, welches uns längst ein Bedürfniß ist. Er soll geneigt sein, das Quarree des Apothekers um einen bedeutenden Preis an sich zu bringen, auch hat man beide Herren diesen Platz schon genau aufnehmen und ausmessen sehen. Wir gratuliren Stendal, mehr aber noch dem Apotheker."

Der Bote fuhr rasch ab, wir speisten im „Adler" und gegen drei Uhr Nachmittag kam ein Diener vom Major v. Eb. . . . mit einer Einladung zum Abendthee.

Der Major v. Eb. war einer der liebenswürdigsten, ehrenhaftesten Menschen, heiter, bieder, ein Freund der Literatur und — ein Onkel Maly's. Er war der Genius unserer Liebe. Abends kam Maly und ihre Mutter und wir waren glücklich. Die Nachricht, daß Dr. Saphir in Stendal sei, war schon allgemein bekannt, und die Stadt Stendal zerbrach sich den Kopf, was wir auf dem Grasplatz zu thun hätten und was diese Ausmessung zu bedeuten habe. Wir enthüllten unsere List, was große Heiterkeit bei Mutter und Tochter erregte.

Am andern Morgen Früh lasen die Stendaler in dem „Magdeburger Anzeiger" die Lösung des Räthsels, und wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt: der Saphir kauft vom Apotheker den Grasplatz zu einem großen Theaterbau

Mit dem Frühesten ließen wir uns aus dem Gasthofe einen Tisch und zwei Stühle auf den Grasplatz tragen, Schreibzeug u. s. w., und waren im Begriffe, wieder hinzugehen, als der Lotterie-Collecteur kam und submissest anfragte, ob das Theater noch heuer gebaut werde und ob er mit dem Apotheker sprechen solle! —

Wir verwiesen ihn auf Nachmittag, weil wir noch nicht genau den Umfang des Grasplatzes kennen.

Darauf begaben wir uns auf den Grasplatz und nahmen unsere Plätze am Tische ein. Wir hatten die zwei Kellner vom „Adler" mitgenommen, welche für uns die Schritte hin und her, von Stock zu Stock noch einmal zählten, uns angaben, und wir schrieben, rechneten an. Wieder hatte sich die Bevölkerung Stendals um den Grasplatz versammelt und gaffte den künftigen Stendaler Theater-Direktor an. Auch Major v. E. kam zu uns und hatte Mühe genug ernst zu bleiben, als er uns öffentlich zu Gericht sitzen sah.

Nur der Apotheker ließ sich nicht sehen und der Major erzählte mir, derselbe habe sich geäußert, er würde mir keinen Schritt entgegenkommen, ich müßte ihn bitten und er wolle mir den Brodkorb hoch hängen, die Regierung habe Geld genug und müsse blechen, wenn sie in Stendal ein Theater bauen wolle! Ich fragte den Major, gibt's hier nicht etwa noch irgend einen großen Platz, Raum, Wiese, Hof oder dergleichen? Er sagte: der Seifensieder N. N. habe einen ungeheueren Hofraum vor seinem Arbeitslokale. Gut! sagte ich, ging

in die Lotterie-Collectur und sagte zu dem Collectanten: „Ich bitte Sie, da ich nun einmal durchaus will, daß Sie Geld bei dieser Angelegenheit verdienen sollen, sagen Sie dem Apotheker nichts, ich habe einen besseren Platz beim Seifensieder, den ich wahrscheinlich nehmen werde." Darauf ließ ich den ganzen Grasplatz von Stöcken, Tischen u. s. w. leeren und wir begaben uns nach Hause. Wieder legte sich Oettinger auf die Lauer und sah, wie der Collectant zum Apotheker lief, um ihn von meinem geänderten Plan in Kenntniß zu setzen.

Mittags speisten wir bei Eb., welcher uns erzählte, daß im Stendaler „Abendkränzchen" beschlossen wurde, mir als künftigen Direktor des Stendaler Theaters morgen Abends eine „Liedertafel" zu geben.

Während des Essens kam der Apotheker. Er habe dringend mit uns zu sprechen. Er werde also warten. Er sagte uns, er könne nicht umhin, mich vor dem Seifensieder-Platz zu warnen, es gäbe Momente, wo diese Fabrikation den Theaterbesuchern in die Nase gehen würde. Er versprach mir billig zu sein aus patriotischer Rücksicht, er sei auch selbst ein Freund vom Theater u. s. w.

Für den Abend war wieder Thee bei Eb., wohin Malchen und die Mutter zu kommen versprachen und Eb. erzählte uns, daß der Tyrann-Vater geäußert habe: „Ich möchte doch einmal mit dem Saphir reden", aber es wurde in unserem Senate beschlossen, ihm in gar nichts entgegen zu kommen.

Nachmittags, als wir zum „Adler" zurückkamen, erwartete uns eine Frau mit einem Mädchen von ungefähr 12—13 Jahren.

Es war die Marchande des Modes Stendals, und sie stellte uns ihr Töchterchen „Rieckchen" vor, welches „große Talente zu's Theater" hat, und welche sie mir nun vorstelle. „Lassen Sie ihr was declamiren!"

Mir wurde das doch schon gar zu bunt. Oettinger aber sagte: „Ich bin Ober-Regisseur, ich will sie hören, und wenn sie Talent hat, ist ihr Glück gemacht!"

Rickchen declamirte: „Lebt wohl, ihr Berge!" Es hätte ein Hippopotam wahnsinnig machen können!

Oettinger weidete sich an meinem Aerger, und als Rieckchen fertig war, sagte er: „Noch etwas liebes Rieckchen!" Und Rieckchen declamirte noch ein Gedicht von — Saffer!

Ich glaubte, der Schlag rührt mich! Oettinger sagte: „Ganz ausgezeichnet! Liebe Frau, lassen Sie sie nur immer Saffer'sche Gedichte declamiren, die bilden das Organ. Kommen sie in ein paar Tagen wieder!"

Abends waren wir bei Eb. in pleno Es wurde beschlossen, daß Eb. das „Abendkränzchen" bestimmen werde, noch einige Tage zuzuwarten mit der Einladung, wir aber sollten Tags darauf mit dem Frühesten abreisen und zwar nach Magdeburg, wohin Eb., Maly sammt Mutter auch kommen würden, da sie ohnehin dort ein Geschäft abzumachen hatten.

Und so geschah es. Eb. besorgte die Postpferde. Nach Mitternacht gingen wir in den „schwarzen Adler", bezahlten die Zeche und um 4 Uhr Morgens „bluhs" der Postillon den Stendaler Theater-Direktor zum Thore hinaus.

Was weiter geschah, mag der liebe Himmel und der Apotheker wissen!

Fidibusse eines gefangenen Humoristen.

Fragment. (1851.)

Prolog.

Der erste Gedanke, den ich hatte, als ich meine „Solitude," meine „chambre haute" bezog, war die Wahrheit des Ausspruchs:

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!"

Wenn es schon im „Paradies" nicht gut war, daß der Mensch allein sei, wieviel mehr erst im „Profosen-Arrest," von welchem bis zum Paradies noch eine starke halbe Meile und ein Postscriptum ist. Ich sah also ein, daß es nicht schaden würde, mir „eine Gehilfin" zu machen, wie Herrn Adam eine gemacht wurde, als er sich nicht zu helfen wußte.

Allein woher nehmen? Aus meiner Rippe? Das war nicht rathsam. Adam hatte junge Rippen und daraus wurde eine junge Gehilfin, aber aus einer alten 56jährigen Rippe, wie die meinige, wäre eine „56jährige Gehilfin" geworden, und da ist es doch noch besser, daß der Mensch allein sei!

Ueberdem schien es mir bedenklich, hier aus meiner Rippe eine Frau zu machen, denn sie wäre dann eine „geborne Arrestantin" gewesen, hätte immer Heimweh gehabt und mich späterhin stets wieder zu ihrem Geburtsort verlockt.

Da fiel mir ein, daß Gott Hymen sich jetzt der „öffentlichen Anzeigen" bedient, und ich sagte mit „Bürger":

„Traun! ein Gott war's, welcher das „Fremdenblatt"
Für ein armes Liebespaar erfand!
Für das Mädchen, das keinen Ausweg hat,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt!"

Und ich beschloß, folgendes Inserat in das „Fremdenblatt" zu setzen:

Heiraths-Antrag.

Der Unterzeichnete, ein Mann von eingezog'ner Lebensweise und von gesetztem Charakter, der ein solides Einkommen hat, jetzt aber damit nicht auskommen kann, sucht auf die Dauer von drei Monaten eine Lebensgefährtin, die Sinn für den Reiz stiller, häuslicher Freuden hat, und die einen Mann zu schätzen weiß, der seine Stunden nicht außer dem Hause zubringt.

Obwohl er gewohnt ist, nicht auf Glücksgüter zu sehen, und obschon bei einer Lebensgefährtin ihm Jugend und Schönheit mehr gelten, als Witwenthum und mehrere Kinder, so wünschte er doch, daß sie so viel mitbringe, als er selbst ihr zu bieten vermag,

nämlich — wenigstens noch einen Strohsessel. Er ergreift diesen Weg der Oeffentlichkeit, weil er keinen andern einschlagen kann. —

Frauenzimmer — ja sogar auch Schriftstellerinnen, wenn sie sich ausweisen, daß sie lesen und schreiben können — welche auf diese vierteljährige Rate einzugehen gedenken, werden ersucht, ihr Nationale sammt Staturpaß vermittelst eines fliegenden papiernen Drachen von dem Glacis aus in mein Besuchszimmer zu spediren.

Es ist Gefahr im Verzuge.

Hausfreunden ist der Einlaß nicht gestattet.

Für Verschlossenheit wird gebürgt.

An den Leser.

Guter Leser! Schöne Leserin! Denn gut bist Du, Leser, d. h. gut genug dazu, mich zu lesen, und schön bist Du, Leserin, denn daß Du mich liesest ist schon schön!

Also guter Leser und schöne Leserin, ich bin so frei, Dir einige Blättchen zu widmen, welche ich angefüllt habe mit all' dem Gedankengekritzel, welches mir beim Rauchen einer Cabanna durch's und über's Gehirn lief, mit all' dem Gekräusel von Ideen und Betrachtungen, gleich den gekräuselten blauen Wölkchen, die aus den Opalkügelchen des Cigarrendampfes aufsteigen, und mit dem Kreuz- und Quer-Einfällen, die sich meinen Wanderungen aufdrängen, wenn ich die Rauchsäule sehe, die vor mir einherzieht wie die Rauch-

säule in der Wüste vor dem Volke, welches dem König „Pharao“ so lange ein „Paroli“ bog, bis er ihm zurief: „Tout va!“ —

Setz' Dich zu mir her, guter Leser, komm' an meine Seite, schöne Leserin — Du sagst, sie lassen Dich nicht herein? — Lächerlich! „Der Riegel ist nur Chimäre!“ Mit einem Bischen Phantasie geh'n tausend schöne Leserinnen und gute Leser durch dieses Schlüsselloch und stehen bei mir! — Aber Du sagst, ich habe nur einen Stuhl anzubieten?! Lächerlich! Ein Stuhl ist nur eine Idee, eine Idee in einer Form von einer Förmlichkeit, ein Stuhl ist die Allegorie des Sitzens; die Allegorie des Sitzens ist elastisch, sie dehnt sich, es haben zehn, es haben zwanzig, es haben Tausende in einer Allegorie Platz!

Also, guter Leser, also, schöne Leserin, ich biete Dir diesen allegorischen Stuhl an, nehme Platz an meiner Seite! Du genirst mich nicht im mindesten, Du weißt gar nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht!

Guter Leser, schöne Leserin, Du kannst mich besuchen, so oft Du willst; — durch die Thüre? Das ist ordinär, alltäglich! Durch's Fenster? Darin hindern Dich Deine soliden Grundsätze und meine soliden Gitter; in einer Cigarrenkiste? Da könnten sich viel Schiefgewickelte mit einschmuggeln; nein, durch den Schornstein komm' zu mir, durch den Schornstein der Phantasie, den mein Cigarren-Rauch luftig auf-

baut. Du sagst: durch den Schornstein kommen nur Hexen? O, verleumdet mir die Hexen nicht, redet nicht geringschätzig von diesen liebenswürdigen Wesen!

Seitdem die Hexen verboten worden sind, haben wir kein ordentliches Wetter mehr; seitdem die „Scheiterhaufen“ abgeschafft und die „Schwefel-Hölzchen“ eingeführt worden sind, brandelt's und stinkt's noch mehr in der Welt; seitdem wir über die „Vor-Urtheile“ der Vorzeit lachen, weinen wir über die „Nach-Urtheile“ der Jetztzeit!

O, ich wollt', es käme eine Hexe zu mir — schön müßte sie sein, per se! — und sagte zu mir: „Wollen Sie mit mir durch den Rauchfang hinaus? Die Passage ist schinkenfrei!“ Und ich würde ihre Hand fassen und auf ihrem Besenstiel würde ich wie der fescheste sechsfüßige Prater-Cavalier hinaufreiten

Wo die Lüfte so klar,
Wo nur horstet der Aar!

Zwei Freie und ein Besenstiel!

Aber, guter Leser, Du bist kein Hexer, aber, schöne Leserin, Du bist keine Hexe, das thut mir leid, sowohl Deinethalben als meinethalben; Ihr seid nichts als Menschen! Menschen, mit zwei Beinen, fünf Sinnen, sieben Cardinallastern, und zehn Fingern! Ihr seid nichts als Menschen, Ihr kamt direkt aus Staub und geht direkt nach Staub, und während Eures Transito-Aufenthalts wieder im Staub wählt Ihr „Gemeinde-Räthe,“ bezahlt „Zinskreuzer“ und

leset den „österreichischen Dingsda!“ Und das nennt man: ein Menschenleben!

„O, jetzt Schicksal, gib mir einen Besenstiel!“

Aber leere Hoffnung, eitler Wahn! Besen haben wir genug, alte Besen, neue Besen, altneue und neualte Besen, aber nur wenige dieser Besen haben einen Stiel!

Also, guter Leser, also, schöne Leserin, da bist Du bei mir!

„Sagt mir, wie bewirth' ich, der Erdegeborne,
Den himmlischen Chor!“

Seht Euch mein Wigwam an; eine kleine Hütte, aber es haben tausend liebende Herzen d'rin Raum!

Hier, belieben Sie zu sehen, das ist ein Tisch. Ja wirklich, ein Tisch; grau wie die Theorie, er hat vier Füße, die nicht alle gleich lang und kurz sind, dient mir zur Versmacherkunst mit den langen und kurzen Füßen; wenn ich ihn quer stelle, ist es die jambische, dann die choriambische, dann die dithyrambische Versart; den Tisch hat ein Tischler gemacht, der ein Dichter war, ein Fuß des Tisches war ebenfalls ein Dichter und ist dabei gegen die andern zu kurz gekommen.

Dieser Tisch, meine lieben Leser und Leserinnen, wackelt; glauben Sie aber nicht, daß das sein eigentlicher Charakter ist, nein, solch' einen Gedanken laß ich von meinem Tisch nicht fassen; er will keine Ausnahme machen; in einem Jahrhundert, wo alle Zu-

stände wackeln, sollte dieser Tisch allein nicht wackeln? Dieser Tisch wackelt aus Gemeinsinn! Aber das soll, so es Gottes Wille ist, meinem herzigen Tisch nicht schaden, es gibt einen eigenen Gott für die Kinder, für die Betrunkenen und einen Extragott für die Wackler.

In diesem Tisch schlägt ein offenes Herz, genannt: Schublade; in diese Lade kommen die Schüblinge, Alles, was vom Tische abgeschoben wird.

In dieser Schublade schlafen meine Kinder; erschrecken Sie nicht, ich rede von meinen Geisteskindern; eine solche Schublade ist das beste Erziehungs-Institut für Geisteskinder, sie gewöhnen sich da an so wenig freie Luft als nur möglich!

Wie sie da liegen, die lieben Pamperletschen! Sehen Sie, das da ist mein jüngstes: „Memoire;" — „schrei' nicht, dummer Fratz! das Publikum thut Dir ja nichts! Halt's Maul, wenn's nicht still bist, holt Dich der Nicolo! So! Schön stat!"

Siehst Du, ja man hat seine Noth mit diesen Kindern! So lang man sie bei sich hat, hat man Noth und Schererei mit ihnen, und kommen sie in die Welt hinaus, geht's Kreuz erst recht los! Bist Du selbst Vater, schöne Leserin? Nein? — So kannst Du das nicht beurtheilen!

Hier an der langen Wand steht ein kurzes Bett; mein Bett. Werde nicht verlegen, guter Leser, schlage die Augen nicht nieder, schöne Leserin, denn

Reinen ist alles rein, das sehen Sie an dieser reinen Decke, an diesen Ueberzügen, weiß wie dieser Bogen Papier, ehe die Ungethüme meiner Handschrift ihre unförmlichen Glieder über ihn hingewälzt haben.

Du sagst, das Bett ist zu kurz? Mein gutes Herz protestirt gegen diese Anschuldigung eines Andern, ich nehme lieber die Schuld auf mich, das Bett ist nicht zu kurz, ich bin zu lang; ein Ding, welches ich mir hier mit der Zeit vielleicht abgewöhnen werde. Ueberdem wird auch dieser Umstand für mein heiteres Naturell eine neue Quelle der Zerstreuung und Abwechslung. Bald lasse ich im Bette zu Häupten meinen Kopf wie aus einem Kälberwagen heraushängen, versetze mich ganz in die Gedanken eines Kalbes, welches darüber den Kopf hängen läßt, wenn es denkt, daß es auch aus der Welt gehen muß, in welcher es doch glücklich gewesen wäre, da es sicher ein großer Ochs geworden; bei dieser Gelegenheit hab' ich noch die angenehme Illusion, mich an meine Jugend zu erinnern; — etwas später lege ich den Kopf häuptlings herein, und lasse zu Füßen des Bettes meine Beine eine Excursion über die Grenze des Bettes machen, das gibt wieder zu einer poetischen Täuschung von freien Füßen Anlaß, und so verstreicht Tausend und eine Nacht in süßem Märchenduft!

Im Winkel da, guter Leser und schöne Leserin, steht ein Etwas:

„Ein Gebäude steht da, von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus!“

Es ist ein — Kachelofen.

Ein „Kachelofen!" so nennt's der beschränkte Menschen-Verstand; aber es ist eine „Moral" in Kacheln gesetzt, es ist ein grünglasirter Trost, es ist ein großer Gedanke in Lehm und Kienruß gekleidet! Ein „Kachelofen" ist die personificirte Idee des Alt-Conservativen im Reiche des Einheizens!

Wie albern und lächerlich sind alle Neuerungen im Gebiete des Einheizens! Die kleinen, runden Oefchen, die an gewissen Theilen nur so lange warm halten, als man grade zulegt; die offenen Kamine, wo der Mensch vorne ein Feuerländer, und hinten ein Lappländer ist, und an welchem man sich eigentlich am Spieß herumdrehen lassen müßte, daß sind lauter Heiz-Instrumente für einen ungerathenen Sommer, aber nicht für einen gutgerathenen Winter!

Aber ein Kachelofen, ein Kachelofen, dieser viereckige Deutsche, dieses Napoleon'sche „etre carré", dieser deutsche Amtmann, der nur freundlich ist, wenn er den Bauch voll hat, ein Kachelofen, das ist der gute, einzige Ueberrest des geliebten bon vieux temps!

Freilich im Sommer scheint er uns überflüssig, nimmt zu viel Raum ein u. s. w., aber schon Salomon der Weise sagte: „Alles zu seiner Zeit", ein Ofen hat im Winter seine Zeit. Einen Kachelofen weiß nur der zu schätzen, der im Winter in unseren vornehmen Salons

die „Oefchen“ sieht, auf welchen eine Diana oder eine Hebe mit allen Gliedern klappern und Umshimmelswillen um ein warmes Camisol bitten.

Also die Moral dieser politischen Fabel ist:

Alles zu seiner Zeit und „ein Kachelofen zu unserer Zeit“

Auf diesem Kachelofen steht, wo sonst Diana und Hebe, mein Hut. Erst stand er so, als ob der Ofen den Hut aufgesetzt hätte, allein ich fürchtete, daß der Winter ihn da überraschen könnte, und dann würde man sagen: „Unter Saphirs Hut ist Zündstoff“, (vielleicht Heu und Stroh) und da hab' ich den Hut umgekehrt auf den Ofen gesetzt, so daß er mit dem leeren Innern gegen die Decke sieht.

„Hier an der Wand, die kleine Thür, was ist das?“ —

St! guter Leser! St! schöne Leserin!

Das ist meine Hoffnung, das ist meine Rettung! —

Aber wie denn?

Siehst Du, guter Leser, siehst Du, schöne Leserin, da breche ich durch! Wenn meine Nägel einmal zu Klauen angewachsen sind, da bohre ich mit ihnen hier die Wand ein, grabe mich in der Nacht durch zwei Stockwerke durch, an irgend einem Fenstergitter angelangt, nage ich mit meinen Weisheitszähnen, die ich zu diesem Behuf hab' eigends wieder wachsen lassen, die Eisenstäbe durch, als ob sie Maccaroni wären, dann schneid' ich mir meine langen blonden Locken ab, drehe daraus

ein viele Klafter langes Seil, nehme meine Manuscripte und zwei Kanonen, die ich in der Westentasche verborgen habe, in den Mund, mein Bewußtsein wickle ich mir um den Leib, und lasse mich auf diesem langen Leiterseil aus dem Fenster herab, vier Fuß hoch von der Erde lasse ich mit einer Hand des Seil aus, packe mich mit der andern Hand an der Brust und schleudere mich horizontal über das Ravelin der Bastei in die jenseitsfließende Donau. Dort ist schon ein kleines Dampfboot in der Größe einer vormärzlichen Semmel mit 24 Pferdekraft bereit; ein energisches Schanzelweib, die mir seit zwölf Jahren die Aepfel zum Christbaum lieferte, im Jahre 1848 auf der Aula das jus studirte, und die eine geheime aufopfernde Leidenschaft im Busen für mich trägt, steht als Locomotivführer am Schnabel des Schiffes, fängt mich im Schnabel auf, worauf sie im Nu das Schiff losbrems't. Im Vorbeifahren nehm' ich im Schüttelbad geschwind ein Bad, lasse mir die mich leichtverrathenden Hühneraugen schneiden, und im Nu geht's rasch die Donau hinab, der „Humorist" bleibt rechts liegen, das „Schanzelweib" links, so kommen wir nach Mitternacht beim Halbmond in Semlin an Dort habe ich im Jahre 1814 einer Türkin, die, ich weiß nicht mehr genau, Suleika oder Christel hieß, die Ehe versprochen. Ihr Herz sagt ihr's, daß ich komme, sie erwartet mich mit den lieben, theuren Unsrigen: Fatimechen, Zoraidchen, Alichen und andern kleinen Beglebeglerinnen; sie wirft mir einen Feß über

das Haupt, drei Roßschweife auf den Rücken und praktizirt mich glücklich als Profosen-Pascha nach Konstantinopel. Kaum dort angekommen, frag' ich einen jungen vorübergehenden Türken: „Um Vergebung, sind Sie ein Deutscher? Er erwiedert: „erteps," d. h. soviel als: „Warum nicht gar!" worauf ich ihm wieder erwiedere: „Das ist ihr Glück! Aber um was ich Sie fragen wollt, ich bin hier fremd, um wie viel Uhr fangt der Harem an?" Im Harem angekommen, richt' ich den Damen, welche sämmtlich sich zur türkischen Concession bekennen, eine schöne Empfehlung von den schönen Türken der letzten Faschings-Dienstag-Redoute aus; eine Haremische verliebt sich in mich, rettet mich, drückt mir eine Pfeife voll Piaster und ein Beutelchen voll Knaster in die Hand, und läßt mich durch einen sichern Eunuchen als Rosenöl-Mädchen entflieh'n; wir stoßen in's „goldene Horn" und landen glücklich in Egypten, in dem Land, wo meine Urahnen mehr Ziegel gebrannt haben, als je ein Miesbach, und wo sie die zwei freien Reichsstädte „Pissom" und „Ramsoß" gebaut haben, versteht sich, nicht um selbst d'rin zu wohnen, denn sie waren keine in der Gemeinde Zuständigen, sondern bloß Gefangene und Sklaven! Und so steht der freie Urenkel nach einigen tausend Jahren auf demselben Boden, wo seine Urahnen Gefangene waren, ohne daß je ein einziger Humorist unter ihnen gewesen wäre!

Verzeih', guter Leser, verzeih', schöne Leserin, meine Phantasie greift den Begebenheiten vor! Das Alles soll

erst geschehen in der nächsten Nacht, wenn Bertolleto's Kunstjünger auf Ferien springen und der Wanzbeker Bote seine leisen Schritte über die Gebeine meines Großvaters setzt! — Verrathe mich nicht!

Und nun, guter Leser und nun, schöne Leserin, geh' mit mir ein wenig auf und ab; es sind blos „acht Schritte", aber „einer ist genug zum Verderben", d. h. zum Zeitverderben. Geh' mit mir auf und ab, da gibt's Gelegenheit zu Beobachtung der Natur und des Laufs der Dinge! Gib' Acht! siehst Du, guter Leser, jetzt bist du mir rechts, und Du, schöne Leserin, bist mir links; — so, wir gehen bis an die Wand; wollen wir mit dem Kopf durchrennen? Nein! Wir kehren um; siehst Du, lieber Leser, nun bist Du links, und Du, schöne Leserin, bist rechts; das ist der Lauf der Welt!

Und nun, gute Nacht, guter Leser, schöne Nacht, schöne Leserin. Du mußt mich verlassen, die Nacht ist keines Gefangenen Freund; Adieu, auf Wiedersehen, — und es wird Abend, und es wird Morgen, ein Tag!

* * *

Gefangen? Wer? Ich? — Unsinn! —

— Aber die ganze Welt sagt: sie haben Dich eingesperrt? —

— Grad verkehrt: ich hab' die ganze Welt ausgesperrt! —

—Aber die ganze Nacht so allein sein, ohne Gesellschaft! —

— Aber den ganzen Tag so allein sein in Gesellschaft! —

— Aber Niemand zu haben, mit dem man die Ideen austauscht? —

— Das ist ein Glück! Wenn ich frei bin und mit vielen Menschen die Ideen austausch', mach' ich ein schlechtes Geschäft, ich geb' gute Ideen her und tausch' miserable ein! —

— Aber gar keine Bewegung, das ist ungesund! —

— Aber zu viel Bewegung ist noch ungesunder! —

— Aber kein „Theater?" — Die Langeweile! —

— Aber ja Theater, diese Langeweile! —

— Aber Sie werden hier die gute Laune verlieren? —

— Aber au contraire! Ich werde hier verschiedene gute Launen finden, die Andere hier verloren; meine Laune kann ich nicht verlieren, sie ist mir angewachsen. —

— Aber Ihre Gegner lachen und frohlocken? —

— Aber meine Gegner lachen und locken froh, ich aber mache lachen und locke Leser; wer ist besser d'ran? —

— Aber Sie erleiden einen bedeutenden Ausfall? —

— Aber ich hab' Einfälle genug, um einen Ausfall zu decken! —

— Am Ende sind Sie mit Ihrer Gefangenschaft ganz glücklich? —

— Aber am Ende gewiß! —

Gefangen! Leeres Wort! Gefangen! Wer ist nicht gefangen? Was ist nicht gefangen?

Die Seele ist gefangen, im Polizeihaus des Körpers zu 70 Jahre Arrest verurtheilt, zwei kleine Fensterl oben, ein Luftloch in der Nase, und wenn die arme gefangene Seele einmal in finsterer Ohnmacht durchgeh'n will, wird sie gleich mit flüchtigen Geistern verfolgt, es werden ihr Steckbriefe unter die Nase gerieben, und sie wird dann in ihrem Kerker nur noch aufmerksamer bewacht; und wenn sie dann aus dem Körper entlassen wird, kömmt sie noch nicht gleich in den Himmel, sondern muß erst in's Purificatorium und wird eine Zeitlang unter Fegfeuer-Aufsicht gestellt! Und der Körper ist wieder gefangen im Hemd, und das Hemd ist gefangen im Camisol, und das Camisol ist gefangen im Rock, und der Rock ist gefangen im Schrank, und der Schrank ist gefangen im Hause, und das Haus ist gefangen in der Gasse, und die Gasse ist gefangen in der Stadt, und die Stadt ist gefangen im Land, und das Land ist gefangen in den Grenzen und so fort in's Grenzenlose.

Und was ist nicht gefangen? Das Auge wird gefangen von der Farbe, das Ohr wird gefangen vom Schall, die Nase wird gefangen vom Duft, das Herz wird gefangen von der Liebe, der Geist wird gefangen vom Gedanken, die Tugend wird gefangen von den Sinnen! Hier ist Jemand gefangen vom Vorurtheil, dort ist Einer gefangen von Geiz, der ist gefangen

von Dummheit und Jener vom Laster, der wird gefangen durch Geld, dieser wird gefangen durch Schönheit, wieder ein Anderer wird gefangen durch eine Schmeichelei und wieder Einer durch einen Schöpsenbraten, und daneben wird Einer gefangen durch eine Prise Spaniol; also die ganze Welt ist gefangen, nur ich allein bin frei, daher, lieber Leser, bin ich so frei, Dir einige „Fidibusse" aus meinen Tagen in „Aranjuez-Stern-Gasse" mitzutheilen, welches mein humoristisches Ich viel heiterer verläßt, als Don Carlos mit seiner Liebe mütterlicher Seits sein Aranjuez.

Erwarte von diesen „Fidibus" nichts anderes, lieber Leser, als was ihre Initial-Buchstaben andeuten:

„**F**ricassirte **I**deen **d**es **i**m **B**auchreden **u**nterrichtnehmenden **S**aphirs."

Die Bauchrednerkunst ist die freie Kunst der Gefangenen. Man sieht ein, daß man von seinen fünf Sprechwerkzeugen keinen Gebrauch machen soll, und von seinem Schreibzeug auch keinen, und von seinem Vernunftzeug auch keinen, allein da Einem Gott doch Denken und Sprechen geschenkt hat, und man Gottesgaben nicht unbenützt verschmähen darf, so muß ein frommer Mann mit dem Fuß denken, mit dem Bauch reden und mit demjenigen Profil seines liebwerthesten Ichs schreiben, dessen Schattenriß einem Steckbrief nicht als Erkennungszeichen beigefügt werden kann.

Als der liebe Himmel dem Menschen Sprache und Vernunft mitgetheilt hat, war der Mensch allein,

und da schadet das nichts. Für sich kann der Mensch denken und reden, was er will, aber einem Andern seine Vernunft mittheilen wollen, da liegt der Pudel begraben! So dachte auch der liebe Himmel, deshalb als er beschlossen hatte, noch Menschen zu erschaffen, erschuf er ein Weib, dadurch hat der Mann den Verstand verloren, und zu sagen hatte er auch nichts mehr, folglich war nur wieder ein Mensch mit Vernunft und Sprache auf der Welt; und so hätte es bleiben sollen!

Gott hat dem Menschen die Sprache gegeben, damit er verschweige, was er denkt, und er hat ihm das Denken gegeben, damit er's Niemand verdenke, wenn er schweigt!

Warum sollte man also nicht mit dem Bauche reden? Tausend Menschen denken und fühlen nur mit dem Bauche, warum nicht auch reden? Mein Bauch hat gleich am ersten Tag meiner Gefängniß-Besteigung mit meinem Kopf Händel angefangen:

Mein Bauch. Das verdank' ich Dir!

Mein Kopf. Nichts zu danken, ist gern geschehen!

Mein Bauch. Dummer Witz! Wenn Du alle Deine dummen Witze zusammennehmen wolltest, die Du Dein Lebtag gemacht, so steckt eine Handvoll Satanasse in Dir!

Mein Kopf. Wenn Du alle Beefstakes und Schnitzel zusammennehmen wolltest, die Du schon verschlungen, so steckt eine Heerde Ochsen in Dir!

Mein Bauch. Für Dich muß ich drei Monate leiden.

Mein Kopf. Für Dich hab' ich 56 Jahre gelitten!

Mein Bauch. Aber Du weißt, wenn ich nicht viel Bewegung mache und mich laufen lassen kann, bin ich bald todt!

Mein Kopf. Du weißt aber, wenn ich mich nicht laufen lassen kann, bin ich kaput!

So stritten sie sich eine Weile, bis der Kopf das Maul und der Bauch das letzte Wort behielt, und zur Abwechslung an seine Fidibusse schritt: Fidibusse eines Gefangenen.

Wenn der Leser aber diese „Fidibusse" lies't, in der Erwartung, furchtbare Geheimnisse eines Kerkers, oder tragische Enthüllungen zu hören, so irrt er sich; oder wenn er auch nur glaubt, Vibrationen eines gereizten Zustandes zu lesen, irrt er sich gleichfalls. Ich habe nichts Tragisches mitzutheilen, ich habe keinen Grund zu Lamentationen; ich habe keine Tyrannei erfahren, ich habe nicht einmal eine Härte erdulden müssen; ich habe nicht Gelegenheit, mit den Schauern und Grauen der Gefängnisse den Leser in Mitleid zu ziehen, oder durch finstere Schilderungen das Interesse des Publikums an mein Schicksal zu spannen, zu erhöhen. Außer dem Brustkern der Sache, ist nichts an sauce piquante, kein saurer Behandlungs-Salat dabei, und außer des Umstandes, daß

für gut befunden wurde, meine Untersuchung nicht auf freiem Fuß zu führen, ist kein Agio bei dieser klingenden Conventions-Münze.

Durch nicht einen Moment meiner Haft war mein Inneres mehr aufgeregt als sonst, nie stand die Temperatur meines Gemüthes anders als immer, und ohne den Schmerz des Getrenntseins von meiner Familie, an welcher ich — wie die Welt sei Jahren weiß — mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit hänge, und außer der allerdings drückenden Betrachtung, daß die Suspension meines Blattes meine und ihre Existenz gefährdet, und mir nicht nur momentan einen großen Verlust zuführt, sondern noch ein großes Stück der zukünftigen Existenz im Anticipationsweg vernichtet, überwältigte kein Kleinmuth meinen Geist.

Mein Naturell wirft, wie jeder gesunde Körper, sogleich jeden ihm schädlichen fremdartigen Stoff aus, und nicht einmal der Schmeißfliege Groll gestattete ich, sich nur eine Sekundenlang auf meine Nase niederzulassen!

Also zur Sache. Bevor wir aber in mein Gefängniß treten, ist es nothwendig, daß Du, lieber Leser, einen kleinen Umweg mit mir machst, einen Vorweg eigentlich, und zwar nach meinen Sommer-Sanssouci — sans six sous! — nach Baden.

* * *

Baden! Dreißig Mal ungefähr mögen sich die Menschen „glückseliges neues Jahr" verwunschen haben, und dreißig Mal ist jedes Jahr unglückseliger

geworden, seitdem ich zum ersten Male einen Sommer in Baden verlebte. Wer Baden vor dreißig Jahren besucht und gekannt hat, der weiß, welch' buntes, glänzendes und geräuschvolles Getümmel die Badner Saison — Juni — Juli — August erfüllte. Ein glänzender Hof, ein populärer Monarch, eine Cavalierschaft, reich an Geld, an noblen Passionen, an Ritterlichkeit und Liebe in allen Gestalten, das diplomatische Corps mit allen Attachés und Forts detachées, die reichen Financiers und Epiciers der Residenz, ein Flor von Schönheiten und die dazu gehörige Cavallerie, eine lebendige Mythologie aller jener Göttinnen, Feen, Nymphen und Danaiden, welche dazumal noch zur Weltgeschichte gehörten, denen ihre Götter nur im goldenen Regen erscheinen durften, eine Mythologie, die jetzt ganz untergegangen ist, wir wissen nicht, ob verjagt von einer veredelten Gesittung oder überflüssig gemacht durch ein allgemeineres, aber verschleiertes Surrogat; dann die Ebbe und Fluth, welche die einstige Bevölkerung Wiens auf der Straße über Neudorf von Wien nach Baden auf glänzenden Equipagen, Janschkys, Fiakern, Einspännern, Gesellschafts- und Zeisel-Wagen hin- und zurückwälzte, Alles das machte aus Baden vierteljahrlang eine kleine Welt im Großen, eine große Welt im Kleinen.

Die Luft war mit Dramen gefüllt, aus allen Fenstern lachten Lustspiele in die Straßen hinein, die

grünen Anlagen waren übersäet von Idyllen und Madrigalen, auf den Zweigen des damals florirenden Parkes wiegten sich Mittags schmucke Liebesromane und Abends Küsse und ausgetauschte Schwüre; vom Scheiner bis zum Helenenthal war der Weg mit Intriguen und Tracasserien gepflastert. Wer bei einem vollen Theater als ein erfahrener und geübter Kenner der Augen-, Finger-, Fächer- und Zeichensprache des „blinden Kindes" den Beobachter machte, der hat Muße gehabt, sich zu ergötzen an der bewegten Telegraphie und elektromagnetischen Korrespondenz von Parterre zu Sperrsitz, von Sperrsitz zu Loge, von Loge zu Loge, oft auch von Loge in die letzte Gallerie, wo hinter dem halb verbergenden Schild einer Köchin oder Obstfrau ein bis in das „Paradies" irrender Ritter seinen Beobachtungspunkt einnahm, und in demselben Augenblicke, als die Dame in der Loge ihrem Manne oder Bruder oder ihrer Begleiterin mit gesenktem Haupte etwas in's Ohr flüsterte, von ihr durch die Oeffnung des Fächers, oder durch das ein- oder mehrmalige Zurechtstreifen der Locken oder des Scheitels einen vollständigen Bericht oder eine Antwort erhielt über das, was geschehen ist oder zu geschehen hat. — Ich war dazumal wohl schon aus den Flegel- und Flügeljahren; Siegwart und Werther lagen hinter mir, aber vor mir lagen noch Jahre, in welchen Romeos, Tassos, Ferdinands und Ingomars sich noch recht gut ausbilden konnten.

Wie gesagt, ich fuhr mit einem Gesellschafts-wagen nach Baden; zu den Luxus-Artikeln seiner Zeit gehörte ein Hut, welcher inwendig mit einem kleinen Spiegel am Deckel versehen war, mit einem solchen Hute versehen, also gleichsam unter der Obhut meines Alter ego, und mit einer Kleiderbürste in der Tasche, ohne welche man dazumal nicht nach Baden reisen konnte, trat ich im „Schwan" ab, ließ mir ein bescheidenes Zimmerchen anweisen, bürstete meinen frugalen Leibrock rein von dem Staub dieser Erde, warf einen Blick in den Spiegel meines Hutes, lächelte selbstzufrieden und stürzte mich in die Welt, nachdem ich wie Dlle. Rachel in der „Adrienne" ausgerufen hatte: „Oui, je serai beau!"

Es war an einem jener Abende, an welchen die Luft gefüllt ist mit Liebesstäubchen, an denen die Blätter wollüstig schmachtend nach Küssen zu dürsten schienen, von den Bergen floß ein lauer, Labung heischender Athem hernieder, es war das Lebenlassen eines jener seltenen Tage, an welchem der Morgen sagt: „Es werde Licht, und schaut Euch um, wie schön die Welt und wie üppig die Schöpfung und wie schön die Frauen!" und an dem der Abend sagt: „Ich schließe die Augen! Die Nacht ist verschwiegen und die Liebe ist gesprächig!" Meine Nacht hatte aber nichts zu verschweigen und meine Liebe hatte nichts auszuplaudern.

Mein Herz allein war vollkommen leer und

weiß zurückgekommen von Park, Helenenthal und Krainerhütte. Mit einem leeren und weißen Herzen schläft man gleich ein, es sind nur die vollen und schwarzen Herzen, welche den Schlaf und die Kissen ruiniren.

Aber die Liebe sollte doch zu mir in's Zimmer dringen, obwohl ich ihr meine Adresse nicht sagte.

Um Mitternacht klopfte es an meine Thüre; ich war damals ein so unbedeutendes Ding auf dem lieben Erdboden, daß ich weder Gläubiger noch andere unangenehme Visiten — zu fürchten hatte, ich machte die Thüre so ruhig auf wie die liebe Unschuld im Schlafrock, — und — in's Zimmer stürzte — ein Drama! eins von jenen Dramen, die wie Atome in der Luft herumschwimmen.

„Freund, sie ist hier!" — Mit dieser Exposition warf sich der Held des Dramas, Freund S....r, in einen Stuhl an meinem Bette!

„So?" —

„Er ist auch hier!"

„Ah!'

„Ich bring' mich um"

„Oho!"

„Ich bring' ihn um!"

„Früher oder nachher?"

„Ich bring' sie um!"

Man sieht, ein Drama mit drei Ermordeten!

Ich sah mir den dreifachen Mörder an, er war elegant gekleidet, die Cravatte fehlerlos, die schwarz-

gescheitelten Haare bürstete der Drillings-Attentäter sorgfältig mit einem kleinen Taschenbürstchen um die Schläfe herum; ich war wegen drei Leben weniger besorgt.

In demselben Augenblicke hörte ich die Thüre des Zimmers neben dem meinigen sich öffnen; der Kellner setzte ein Licht wahrscheinlich auf den Tisch und sagte „gute Nacht.“ Ein Männerschritt nahte sich der verschlossenen Zwischenthür unserer beiden Zimmer und eine Stimme rief: „S., sind Sie noch wach?“ — (Der Kellner sagte ihm wahrscheinlich, daß ich da wohne.)

„Ja,“ erwiederte ich.

„Sie ist hier!“

„So?“

„Er ist auch hier!“

„Ah!“

„Ich bring' ihn um!“

„Um wieviel Uhr?“

Ich stand also mit zwei Mördern in intimster Freundschaft! Ich hatte Mühe, Freund S....r zurückzuhalten, ich glaube, sie hätten sich durch die Thüre durch umgebracht.

„Gute Nacht! Herr Doktor!“ rief ich in das Nebenzimmer, „ich muß schlafen!“ — S....r streckte sich auf das Sopha, und für Jemand, der verliebt ist, eifersüchtig, und einen Mord vorhat, schlief er ganz modest und ruhig bis acht Uhr Morgens.

Man klopft an die Thüre. Der Kellner. „Diesen Brief hat ein Mädchen für Sie gebracht, Herr Saphir." Freund S . . . . r, welcher die Thüre öffnete, nahm den Brief. „Es ist ihre Hand!" schrie er ganz verdutzt aus. Es war ihre Hand, das heißt ihre Handschrift, die Handschrift der „Mad. M., dramatische Künstlerin, wohnt in der Redoute Nr. 7."

Sie war schön — aber dramatische Künstlerin; sie war interessant — aber dramatische Künstlerin; sie war geistreich — aber dramatische Künstlerin; sie war tugendhaft — aber dramatische Künstlerin — ich war also über das Leben meiner zwei Freunde beruhigt, ich wußte, sie werden mit der Zeit sich gegenseitig, und sie wird mit der Zeit Beide leben lassen.

Drei Tage später fand ich in S . . . . r's Zimmer ein Billet vom Herrn Dr. an ihn:

„Morgen wollen wir zusammen mit der M. ein Landplaisirchen nach Gaden machen; sag' dem Saphir nichts davon, der schöne Mensch macht ihr auch die Cour u. s. w."

So, meine Herren?! nous verons!

Mad. M. hatte den Abend früher die Louise in „Kabale und Liebe" gegeben, dachte ich — „dem Manne kann geholfen werden!"

Ich setzte mich flugs an den Schreibtisch und schrieb zwei Recensionen:

„Mad. M. als „Louise" in Baden,"

und verfügte mich mit Doppelschritten zu Mad. M.

„Nun, wie hab' ich Ihnen gestern gefallen?"

„Darauf kömmt's nicht an, es kömmt darauf an, wie Sie mir morgen gefallen werden! Da lesen Sie," — hier gab ich ihr das Billet.

„Und nun hören Sie mich an, schöne Frau! Ich werde Ihnen was vorlesen. Hier eine Recension — und hier eine Recension, in dieser haben Sie die L. ganz im Sinne des Dichters aufgefaßt, die Poesie Ihrer Auffassung geht mit der Poesie Ihrer äußern Erscheinung Hand in Hand u. s. w. In der andern haben Sie, zu unserem Leidwesen, nicht jene geistige Innerlichkeit, die zur L. nöthig ist; der Dichter ist Ihnen fremd geblieben, und Ihre äußere Erscheinung war g'rade nicht geeignet, den Mangel aller innern Poesie zu ersetzen u. s. w."

„Aber —"

„Geduld, schöne Frau; wenn Sie morgen mit den beiden Herren nach G. geh'n, erscheint diese, wenn Sie morgen mit mir nach Laxenburg geh'n, erscheint jene Recension in der Zeitung.

Am andern Morgen um 6 Uhr gingen wir nach Laxenburg, nachdem ich an Herrn Doktor zurückließ:

„Mad. M. und ich, wir machen so eben ein kleines Landplaisirchen nach Merkenstein; wo wir Mittags speisen wollen, leben Sie wohl u. s. w."

Als wir Abends von Laxenburg zurückkamen, kamen die beiden Menechmen eben von Merkenstein

zurück! Unter lautem Gelächter und moralischer Eintracht soupirten wir Abends alle Vier zusammen unter der Halle des Schwanengartens, und es wurde mit „bonne mine" wenigstens auf die Gesundheit der „schönen Menschen" getrunken. Zwei Tage darauf erschien die unpartheiische Kritik in einem der gelesensten Blätter Wiens.

Das war nur so eines der kleinsten Echantillons von dem Leben und Treiben, mit welchen dazumale die Tage und Nächte, und die Minuten und Sekunden Badens übervölkert waren.

Und jetzt! Nur noch der Schatten der Maria!

Aber schöne Frauen haben auch einen Schatten. Baden ist immer schön und immer jung, eine verlassene Dido, aber nichtsdestoweniger eine schöne Dido. Es vereinigt alle Reize der romantischen Natur mit allen Agréments der Residenz, von welcher es nur wie eine Vorstadt ist. Aber das ist eben die Ursache, warum die Wiener weniger hingehen, sie wollen „Abreisen," und „Zurückkommen," darin liegt für sie eigentlich der Reiz der Sommersaison! Es haben so wenig Menschen einen eigenen Geschmack, auch in Hinsicht der Natur und der Romantik! Es ist bei ihnen nur das schön, was modern ist; jetzt wird Ischl stark getragen, so kleidet sich Alles in Ischl! Sie bewohnen eigentlich mit Vorliebe nur die Badeliste, es ist so interessant, wenn man unter den „An-

gekommenen" seinen Namen gleich nach Fürsten und Grafen lies't, das allein ist schon eine halbe Kur!

Aber Baden bleibt immer ein Stück Paradies; die Luft balsamisch, die Umgegend reizend und malerisch, die Quellen wunderbar heilsam und von wiederbelebender Kraft, die Morgen himmlisch und die Abende herz- und nervenberuhigend, und so ist denn Baden seit einer langen Reihe von Jahren für mich in jedem Sommer eine Restaurations- und Regenerationsgemeinde.

Vorzüglich in diesem Sommer fühlte ich mich von meinem zweijährigen siechvollen Zustande wieder nach und nach vollkommen genesen. In welcher wundersamen Wechselwirkung steht doch Geist und Körper, und zwischen beiden noch wunderbarer, wundersamer, geheimnißvoller, innigerwaltend das Herz! Diese drei Dinge stehen im ewigen, unzertrennbaren Rapport miteinander, in ihm, aus ihm besteht die Freiheit des Daseins. Die Elastizität des Körpers erhöht die Spannkraft des Geistes, und diese trägt wieder die Thätigkeit desselben, und das Herz ist ein Muskel wie jeder andere, es muß in Thätigkeit gehalten und geübt werden, wie jeder andere.

Mein Doppelwohlleben, körperlich und geistig, steigerte sich in mir bis zum Muthwillen, fast bis zur Excentricität, und ich sagte selbst meinen Freunden an dem Abend, welcher der großen Aktion meiner

Verhaftung vorausging: „Ich bin so vergnügt, daß ich einen Schicksalsstreich befürchte.“

Meine Aerzte wollten mich noch nach Meran zur Traubenkur, ich wäre auch gegangen, allein — „die Trauben sind sauer!“ — Gott denkt und der Kutscher lenkt.

* * *

Niemand ist bei der Welt so beliebt als die Gestorbenen und die Gefangenen.

De mortuis et de Eingespertuis nil nisi bene!

Wie lieben mich meine Wiener, seitdem eine zugesperrte Thüre und ein eisernes Gitter zwischen unserer Liebe liegen! Seitdem ich sitze, gehe ich ihnen erst recht nah! Wieviel Beweise von Theilnahme und platonisirter Liebe des liebenswürdigen Publikums gelangen nicht zu mir in Gestalt von Torten, Compots, Rehrücken, Lachs, Burgunder, Champagner, Blumenbouquets und Judenfischen! Das Leben ist doch schön! Besonders wenn man todt oder gefangen ist!

Wie soll, wie kann ich dem Publikum für so viel Theilnahme danken? Ich sage ihm nichts als was Roller und Karl Moor sagte: „Möchtest Du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich Dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!“ Da würde das Publikum mich erst kennen lernen, wenn das ganze verehrte Publikum eingesperrt wäre und ich allein frei! Welche Theilnahme würde es von mir erfahren! Von Morgens bis Abends würde ich wie Blondel unter seinem Fenster singen und ihm alle seine Lieb-

lings-Delikatessen zuschicken; den „verwunschenen Prinz,“ die „Brot- und Fleisch-Taxe,“ den „Hans Jörgel,“ die „Liste der Verstorbenen,“ den „Concert-Zettel von der Wache-Akademie,“ das „Repertoir des Josephstädter Theaters,“ die „Miniatur-Porträte sämmtlicher Wiener Statistinnen,“ und dann „meine Büste in carrarischem Schweizerkäse!“

Dann würde das Publikum sehen, wie dankbar ich bin; aber leider ist keine Aussicht, daß sich dieser Wunsch so bald erfülle, und ich muß dies Gefühl meines Dankes darauf beschränken, das verehrte Pablikum zu einem großen

„Fest- und Zweck-Abonnement“

auf den „Humorist“ einzuladen, und bis dahin — zu schlafen und zu träumen!

Ein gutes Gewissen ist Roßhaar, es läßt sich gut darauf schlafen! Ich lege mich Abends auf mein Gewissen nieder und schlummere den Schlaf der Gerechten, es ist daher natürlich, daß ich, während ich den „Schlaf der Gerechten“ schlafe, die Gerechten indeß schlaflos sind!

„To sleep? no more? perhaps to dream?“ — „Schlafen? nicht auch träumen?“ sagt Hamlet; und Hamlet war auch ein „Humorist,“ ein dänischer Humorist, der von „Schleswig-Holstein“ nicht recht gewußt hat, ob es „sein oder nicht — sein“ ist!

Hamlet war ein großer „Humorist“ und er ha

den aufgeblasenen Schauspielern noch lauter die Leviten gelesen als der Wiener „Humorist.“

Also ich schlafe nicht nur den „Schlaf der Gerechten,“ sondern ich träume auch! und zwar die „Träume der Vorwelt.“

Mir haben nämlich alle und dieselben Träume wieder geträumt, die in den ältesten Zeiten der Welt geträumt worden sind, alle Träume, die Joseph und Daniel in ihrem Kerker deuteten und auslegten. Ich hatte lauter historische Träume!

In der ersten Nacht träumte mir derselbe Traum, den Pharaos Mundschenk in seinem Gefängniß hatte. Ich sah nämlich drei Rebenstöcke, die grünten und blühten, und von einem drückte ich die Beeren aus in den Becher Pharaos. Ich erwachte und der Traumdeuter „Joseph in Egypten“ stand vor mir und sagte: Das ist seine Deutung: „Drei Reben“ sind „drei Monate,“ die blühen Dir richtig, die „Beeren“ sind die „Abonnenten,“ die Dir während dieser drei Monate zuwachsen, die wirst Du auspressen, und der „Becher Pharaos“ ist der „Humor,“ der da wie Pharao ist ein großes „Hazard-Spiel,“ bei welchem der Banquier so lange einzieht, bis er selbst eingezogen wird.“

In der zweiten Nacht streckte ich mich wieder auf mein gutes Gewissen aus, schlief ein und mir träumte der Traum, den Pharaos oberster Bäcker in seinem Gefängnisse hatte. Ich trug nämlich drei Körbe

auf meinem Haupte, in dem obersten Korb war allerlei gebackene Speise, und die Vögel aßen aus dem Korb auf meinem Haupte.

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Joseph aus Egypten“ und sagte: Das ist seine Deutung: „Die „drei Körbe“ bedeuten Deinen „Humorist,“ Deinen „Volkskalender“ und Deine“ Vorlesungen.“ Die Bäckereien bedeuten allerlei „Witze,“ „Einfälle,“ „Scherze“ und „Vergleichungen,“ und die Vögel, die aus Deinen Körben naschen und picken, sind manche „Spaßvögel!“ unter den Wiener „Lokaldichtern,“ die Deine Bäckereien von Deinem Haupte nehmen und in ihren Stücken wiederkäuen.“

Und wieder Nachts streckte ich mich auf mein Gewissen aus, und mir träumte derselbe Traum, den König Pharao geträumt hat: Vor mir stiegen sieben schöne, fette Kühe auf, auf einer grünen Weide, dann aber kamen sieben andere häßliche, magere Kühe, und die fraßen die sieben fetten Kühe.

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Joseph aus Egypten“ und sagte: Das ist seine Deutung: „Deine sieben fetten Kühe sind jährlich Deine vier „vierteljährigen Pränumerantentage,“ und die „drei Akademietage;“ dann aber kommen sieben andere häßliche Tage: „vier Zinstage“ und „drei Respekttage,“ und diese häßlichen Kühe verschlingen die fetten Kühe!“ —

Und wiederum wälzte ich mich auf meinem, von

meinem Stubenmädchen frisch aufgebetteten guten Gewissen und schlief ein, und mir trämte derselbe Traum, den Nebukodonosor träumte: Es stand ein Baum mitten in der Welt, hoch, stark, dick, trug viel Früchte, die Thiere fanden Schatten, die Vögel Nester, alles Fleisch nährte sich von ihm; da sprach ein Wächter: „Haut den Baum um, zerstreut sein Laub, so daß alle Thiere weglaufen; doch der Stock soll bleiben, soll auf dem Felde grasen, und mit den Ochsen Gras essen, bis daß sieben Zeiten um sind."

Ich erwachte, vor mir stand der Traumdeuter „Daniel, vulgo Balsazar" und sprach: „Ach, mein Herr, der Baum, den Du gesehen hast, das ist die deutsche Literatur, die war schön und voll Laub und Früchte, und unter ihm fanden Schatten die armen Schriftstellerthiere und die sinnigen Dichtervögel, und alles Fleisch fraßen die Buchhändler. Da ergeht der Ruf: „Haut den Baum um, streift das Laub ab, so daß die Thiere und Vögel von ihm davonlaufen und davonfliegen." Doch der Stock, der bleiben soll, das ist der stockfinstere Theil, der auf dem Felde Alltäglichkeit weidet und mit den Ochsen Gras frißt, bis die sieben Zeiten um sind; das sind die sieben Zeitalter, von welchen vier schon um sind, das goldene, das silberne, das eiserne und das papierene; nun kömmt: das lederne, dann das flanellene und endlich das gefrorene Zeitalter."

Der Leser sieht, daß ich Muße und Muse genug

habe, um über die Themata: „Das Leben ein Traum“ behaglich nachzudenken. Im „Traumdeuten“ aber hab' ich wundersame Kenntnisse und tiefe Kunde gewonnen, und empfehle mich allen meinen werthen Lesern und liebenswürdigen Leserinnen als besonders approbirter „Traumdeuter.“ Ich werde täglich eine Stunde dem Publikum seine Träume auslegen!!

Besonders rekommandirt aber will ich mich dem schönen Geschlecht von 16 bis 25 Jahren haben, denn in diesen Jahren haben die Frauenzimmer am meisten nöthig, daß man ihre Träume deute. Nach 25 Jahren träumen sie schon weniger, und wenn sie träumen, wissen sie dann schon selbst, was sie von ihren Träumen zu halten haben!

Ein Eduard und zwei Kunigunden,

oder:

Zwei Frauenherzen und eine Männerleber.

(Roman aus Wiens Vorzeit.)

Zwischen dem Abend, an welchem die zweiundsechzig Räuber Kunigunden knebelten, und vierundzwanzig Räuber Eduard in den Stadtgraben schleppten, und der Erscheinung der „beiden Grafel" als dramatisches Charaktergemälde liegt ein Zeitraum von mehr denn ein halb Jahrhundert!

Damals waren die Räuber noch nicht tantième-fähig, sie hatten keine Spur von jenem Edelsinn, den ihnen die moderne Dramatik octroyirt. Es waren uncivilisirte Räuber, Räuber im Naturzustande, während unsere Bühnenräuber Industrie-Räuber, verfeinerte, mittelst Dampf und Gewerbfleiß veredelte und popularisirte Räuber sind.

Der Leser folge mir in die Paniglgasse, da wo sie rechts um die Ecke biegt. Da wo jetzt Nr. ** zu lesen ist, stand dazumal ein niederes Häuschen von vier Stockwerken, hatte sechsundzwanzig Frontfenster, war kaum zu bemerken und nur wer es zufällig ansah,

bemerkte es. Das Dach saß wie eine in die Stirne gedrückte Helmkappe auf dem Hause.

In diesem wohnte Zimpelmann, ein Geizhals ohne Gleichen. Er hatte Millionen im Vermögen! Woher nahm er diese Millionen? Hat er sie geerbt? Nein? denn sein Vater war ein deutscher Schulmann! Hat er sie in der Lotterie gewonnen? Nein! denn er war ein Deutscher und hatte nie ein glückliches Loos! Hat er diese Millionen in Actien-Einschreibung gewonnen? Nein! denn er war kein Redacteur! Wo nahm er diese Millionen her? Von einem Romanschreiber! Im Grunde hatte Zimpelmann gar kein Vermögen, aber ein Romanschreiber war so großmüthig, ihm 15 Millionen zu schenken, dafür, daß er ihn als einen Geizkragen in seinen Roman einflechten kann!

Also bei diesem Geizkragen versammelten sich heimlich jede Nacht zwei- bis dreihundert Räuber und theilten ihre Beute. Daß es dabei auch nicht an jener Beute fehlte, welche die Rinaldinis insonders ausbeuteten, läßt sich denken.

Damals gab es in Wien Geschöpfe, Geschöpfe, wie sie Plato schildert: „Zweibeinig, ohne Federn," damals trugen die Mädchen noch keine Federn, daher sie auch keine Recensionen in den „österreichischen Zeitungen" schrieben, also damals gab es in Wien Geschöpfe nach Plato — deshalb aber noch lange keine *platonischen Geschöpfe* — diese Geschöpfe, von

der Natur eigens geschaffen, um interessante Episoden in Romanen zu schildern, waren, was man nennt, lüderliche Geschöpfe, welches man ihnen verzeihen mußte, da sie zu modernen Romanfiguren geboren wurden. Es waren also Geschöpfe mit Geburtsfehlern, ihre Fehler lagen in ihrer Geburt!

Diese unglücklichen Geschöpfe haben gewöhnlich keinen Vater und keine Mutter, sie haben blos einen Verfasser! Die armen Waisen!

Diese elternlosen Kinder ihres väterlichen Verfassers werden, o Entsetzen! von ihrem Erzeuger selbst in so schlechten Grundsätzen erzogen, in die schlechteste Gesellschaft gebracht, zu den gräulichsten Verbrechen gemißbraucht und ihre Erzeuger haben zu diesem Mißbrauch eigene Helfer, die man „Buchhändler" nennt, welche diesen unglücklichen Geschöpfen Unterstand geben, sie herausputzen und sie den unschuldigen, unerfahrenen Jünglingen um ein Geringes aufdringen!

Bei dem Geizkragen Zimpelmann war an jenem Abend

„Blutwürstel-Reunion."

Die „Räuber" und die „Geschöpfe" spielten das „Stückel Stich und Lef'!" Der Champagner strömte stromweise in Strömen und Alles schwamm gegen den Strom.

Besonders zeichnete sich der junge Räuber „Adelstan" durch tolles Trinken, Fluchen, Spielen und rohe Reden aus.

Adelstan war kein Räuber von Profession, er war blos Dilettant, er betrieb das Rauben aus Liebhaberei, er war von gutem Haus, der einzige Sohn eines der ersten und angesehensten Bettler der Vorstadt Leopoldstadt.

Da gellte ein Pfiff in die Ohren Aller! Ein herzzerreißender Pfiff!

Es war der „Bretzenjunge," der seine „frische Bretzen!" auspfiff!

Eine lautlose Stille herrschte unter den „Räubern" und „Geschöpfen!" —

Da pfiff es zum zweitenmale!

Die Pulse stockten! Es war wieder der Bretzenjunge! —

Todtenstille! Man hätte eine italienische Sängerin eine Arie keuchen gehört! —

Da pfiff es zum drittenmale!

Ein Schauer erfaßte Alle! Alles war lautlos! Man hätte einen sichselbsterstechenden Theaterhelden zu Boden fallen gehört!

Es war wieder der Bretzenjunge!

Adelstan erholte sich zuerst und sprach: „Gramelina!" — so hieß Eine — Gramelina! Das ist das Zeichen: „Drei Pfiffe!" Es ist Salamanda!

Und so war es! Es war kein Bretzenjunge, ja es war gar kein Junge, es war ein Mädchen, sie war auch nicht das, sie war schon Jungfrau, sie war aber noch mehr, sie war auch „Bretzenjunge" und

zwar aus Künstlerlaune! Sie war Balletänzerin von Metier, Frauenzimmer aus Neigung, Abenteuerin aus häuslichen Rücksichten und „Bretzenjunge" aus Schwärmerei. Sie sang mit Arion:

Ein freies wandernd Leben
Gefällt der freien Künstlerbrust
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
„Sie sei auch vieler Tausend Lust!"

— Und sie wurde „vieler Tausend Lust," die Kunst nämlich, ihre Kunst, und die Kunst ist von dem Menschen unzertrennlich!

Ein Bretzenjunge" führte dazumal ein

„freies Wanderleben,"

und zwar ein freies Nachtwanderleben, welches mit noch viel mehr Kunst verbunden ist als ein freies Tag wanderleben.

Gramelina holte den weiblichen Bretzenjungen, welcher mit Jubel von den Räubern und mit schlecht verhehltem Neid von den „Geschöpfen" mitgenommen wurde.

Salamanda kam eben aus dem Ballet „Alcina," in welchem sie die „Alcina" und die „Vigano" den „Ruggiero" tanzten.

Das Ballet jener Zeit nahm schon einen Anlauf zu den Balleten der neuesten Zeit. Das Programm zur „Alcina" lautete zum Theil so:

„Die Zauberin Alcina, die in Ruggiero verliebt ist, hält ihn durch ihre Zauber- und Verführungs-

künste in der Zauberinsel auf. Bradamante, welche ihn auf das zärtlichste liebt, und sich mit ihm wieder zu vereinigen wünscht, wird von Melissa, einer wohlthätigen Fee, angeführt, und durch ihre Hilfe besiegt sie den Zauberer Atalante, den Wächter des Schlosses, in welchem Ruggiero eingeschlossen ist. Um ihren Liebhaber wieder zu sehen und zu befreien, muß Bradamante manche gefahrvolle und schmerzhafte Begebenheit erdulden, wobei sie ohne Melissa's Beistand umgekommen wäre. Endlich gelingt es der wohlthätigen Fee, Alcinas Künste zu vereiteln, und sie zu besiegen. Bradamante findet in den Armen des reuigen und von ihr geliebten Ruggiero einen reichen Ersatz ihrer Leiden, da die bestrafte und getäuschte Alcina der Verzweiflung Preis gegeben wird.

NB. Um die Handlung des Balletes zu beschleunigen, hat der Balletmeister für gut befunden, Seite 36 im Programm, die Abänderung zu treffen, daß Alcina, welche die zwei Liebenden überrascht, allsogleich den Furien befiehlt, dieselben zu quälen, wie auch daß Ruggiero sich nicht mehr gegen die Wache vertheidiget und zurückzieht; sondern er läßt dies alles hinter der Scene und zwar in dem Augenblicke vor sich gehen, als Alcina, welche glaubt, Ruggiero sei ohne weiters gefangen worden, mit Bradamante abgeht. Melissa und Astolfo kommen 2c."

Man sagt, von „Alcina" zu „Ballanda" ist nur ein Schritt!

Salamanda wollte sich eben mit der Glut der Liebe und der Glut der Bretze an Adelstans Brust schleichen, da hört man ein Flüstern auf der Treppe: „Ist's die Nachtigall, Romeo?" Nein! „Ist's die Lerche, Julie?" Nein! Es sind die einige sechzig Räuber, welche Kunigunde, die geknebelte und dennoch im Stillen fortliebende Kunigunde, hereinschleppen und sie sanft zu Boden hinschleudern.

Kunigunde fiel zu Boden! Ach!

„Weint um mich, Ihr Mädchen, die Ihr nie gefallen,
Den zu ihres Herzens weichem Wallen
Heldenstärke die Natur verlieh'n!"

sang Schiller.

Ach! Kunigunde wäre nie so tief gefallen, wenn sie nicht so sehr „geschleudert" worden wär'! Darum merkt's Euch, Väter, Mütter, Vormünder, schleudert mit Euern Töchtern nicht! Oft fällt eine Frau erst spät, weil sie als Mädchen geschleudert wurde!

Die Natur ist aber nur selten eine „Heldenstärke-Verleiherin für Mädchen." Sie hatte Kunigunde das „weiche Herzenswallen" verliehen, aber ohne das schützende Futteral: „Heldenstärke!"

Also Kunigunde fiel „par droit de naissance" und „par droit de conquête."

Als sie zu Boden fiel, sprangen die Räuber auf, die Aufgesprungenen aber waren fürchterlich in ihrer Mitleidlosigkeit!

Nur Salamanda der Bretzenjunge warf einen

mitleidsvollen Blick auf die vor ihr hingeworfene Kunigunde! Es war so zu sagen ein Gewissensvorwurf! Salamanda war ja, wenn auch obenauf Bretzenjunge, im Grunde doch ein weibliches Wesen, und wenn auch leicht beweglich, weil leichtsinnig, und leichtsinnig, weil leichtfüßig, doch immer im Grunde Frauenzimmer, wie wir und gewiß auch jeder gestrenge Beobachter schon Gelegenheit zu bemerken gehabt, haben wir zu bemerken, daß die weiblichen Wesen doch am Ende stets Frauenzimmer bleiben!

Als Salamanda den Krach hörte, mit welchem Kunigunde zu Boden gefallen wurde, stahl sich ihr ein „Ach!“ aus dem Busen. Dieses „Ach!“ fiel auch! es fiel in das Ohr „Seraphinens,“ des „Bauchaufschlitzers aus Menschenliebe.“

Wenn zwei Auguren sich begegneten, mußten sie beide über ihre Verstellung lachen!

Als „Salamanda der Bretzenjunge“ und „Seraphine der Räuberhauptmann“ sich gegenseitig erblickten, erkannten sie sich, d. h. ihr Geschlecht, und schlugen ein lautes Gelächter auf!

So berühren sich im menschlichen Leben die Contraste! Geizkragen mit Champagner-Festen! Gefallene Kunigunden, ungebundene Geschöpfe, aufgesprungene Räuber! Weinen und Lachen! Tragödie und Wursteltheater! Ja, ja, so ging's schon dazumal, als unsere Geschichte spielte, woraus zu ersehen, daß

nichts Neues unter der Sonne und keine Sonne unter dem Neuen ist!

Dieses unheimliche Lachen, welches aus weiblichen Zwerchfellen durch männliche Schafs-Pelz-Felle drang, hatte etwas so schauerhaftes an sich, daß die muthigsten Räuber zitterten wie Praktikanten, wenn die Vorgesetzten geschoren werden! Die noch nicht aufgesprungenen Räuber sprangen auf, und die schon aufgesprungenen sprangen noch einmal auf!

Wiederum herrschte tiefe Stille im Zimmer, von nichts unterbrochen als von dem lauten Schnarchen von beinahe hundert betrunkenen Räubern! Sonst aber lautloses Schweigen! — In einem Salon hätte man gesagt: „Es fliegt ein Wiener Hausherr durch's Zimmer!"

Nachdem dieses tiefe Schweigen fünf Minuten lang fortgelärmt hatte, wurde es dadurch unterbrochen, daß Niemand sein eigenes Schweigen hören konnte!

Da plötzlich aufeinmal erhob sich Salamanda, stürzte auf den ersten besten Räuber zu, entriß ihm den ersten besten Säbel, schleuderte die ersten besten siebzig oder achtzig Räuber bei Seite, warf sich mit der ersten Blitzesschnelligkeit auf die erste beste Kunigunde, zerschnitt mit dem ersten besten Säbelhieb ihre ersten besten Stricke, befreite also ihre ersten besten Hände und Füße und sprach:

„Steh' auf als eine Freie!"

Wenn bis jetzt Kunigunde gefesselt war, so waren

es jetzt die Räuber — vor Erstaunen nämlich! Wer weiß wie lange sie gefesselt dagestanden wären, wenn nicht ein neuer Lärm das tiefe Schweigen noch erhöht hätte! --

Ein unbändiger Lärm wälzte sich die Treppe herauf — die Thüre sprang auf, und

„Herein mit bedächtigen Tritten
Die zweiunddvierzig Räuber schritten!
Und sahen sich stumm
Ringsum,
Und warfen den Kipfelhuber nieder,
Daß ihm krachten die Glieder!

Es war die zweite Lieferung Räuber, in ungebundenen Heften, welche den Eduard knebelten und auch Zimpelmann brachten, weil er die 200.000 Dukaten nicht ausliefern wollte, aus Furcht, sie nicht zu haben!

Als Eduard die Augen aufschlug — da sah er — o Gott, was sah er? Sie sah er! So? sie sah er? Wenn der Novellist sagt „sie," so weiß der Leser, daß er ein weibliches Wesen sah, daß er Kunigunden sah! Ja! So sah sie, seine Kunigunde auch ihn an! So sahen sie sich!

Und zum drittenmale herrschte das epidemische Schweigen, welches einem die Ohren zerriß!

„Opfer um Opfer! Kunigunde für die Bande" rief jener Raubbeflißene, der eben das dritte Jahr Spitzbubologie frequentirte, und in Schillers Räuber den Spiegelberg spielte.

Die Scene wurde gräßlich!

Durch die Fenster sah man die schlafenden Antlitze von mehreren Nachtwächtern, die mit Wohlbehagen zusahen und unter deren besonderem Schutz die Romanverfasser so viel Räuber in der Stadt Wien ansässig machen konnten.

Schon wieder ein romantischer Contrast: schlafende Nachtwächter und assecurirte Räuber!

Wer weiß wie lange diese gräßliche Scene und diese gräßliche Novelle noch gedauert hätte, wenn sich nicht der Zufall drein gemischt hätte!

Der Zufall nämlich fügte es, daß eine dritte Partie Räuber, die jede Mitternacht bei Zimpelmann mit ihrer Beute einkehrte, gerade diese Nacht, als es Mitternacht schlug, pünktlich wieder bei Zimpelmann einkehrte!

Der Zufall ist der dramatischste Dichter der Erde! Der Zufall hat das, was allen Lustspieldichtern fehlt: den Situationswitz!

Der Zufall brachte hier eine blutige, eine in der Geschichte der Räuber- und Schauer-Romane unerhörte Katastrophe dadurch hervor, daß er die drei Helden unserer Novelle, die zwei Kunigunden mit ihren Herzen, den Kipfelhuber und den Eduard mit der durstigen rothen Leber zusammenbrachte.

Während in der Paniglgasse sich die Katastrophe unserer modernen Räuber-Novelle vorbereitete, führen wir den Leser in ein Haus in der Vorstadt Lichten-

thal, welches zur Zeit, als diese Geschichte spielt, das Schild „zum groben Theater-Director" führte.

In diesem Hause hatte in einer Hinterstube des zweiten Stockes an selbem Abend eine „General-Versammlung" der Mitglieder des

„Anti-Räuberquälerei-Vereins"

statt. —

Die Mitglieder dieses philantropischen Vereins waren lauter Frauenzimmer aus der höchsten Sentimentalität: Sticker-Mamsells, supernumeräre Witwen, Zeitungs-Austrägerinnen, Mitarbeiterinnen von Feuilletons mit Respect zu sagen, Recensentinnen und andere weibliche Wesen, welche ihre Menschenliebe schon abgenützt hatten, daß sie dieser durch Ausdehnung auf Räuber und Spitzbuben eine neue Stimulanz verliehen.

Leider war dazumal, als die Geschichte spielt, die Menschenliebe noch nicht auf den Hund, auf das Roß, auf die Kälber u. s. w. gekommen, sie blieb noch in der Region der Menschheit. So wie jetzt die Hunde ihren Franklin, die Pferde ihren Washington, die Kälber ihren Pastolozzi, die Gänse und alle „geschoppten Wesen" ihren Emil haben, so hatten dazumal die Räuber auch ihren Schutzengel! Empfindsame weibliche Wesen, genährt an den Brüsten der modernen Romane, großgezogen in den Bandwurm-Erzählungen der Feuilletons, bildeten einen

„Anti-Räuberquälerei-Verein,"

dessen Aufgabe es war, alle von der Justiz verfolgten Räuber, unglückliche, wegen Mangel an Reisenden brotlose Wegelagerer, bedrängte, von den Nachtwächtern angefeindete Diebe, interessante, dem Galgen entronnene Individuen u. s. w. zu unterstützen, unterzubringen und ihnen ein sorgloses Leben zu bereiten.

Ein Theil der Vereinsgelder wurde auch zur Verbreitung von nützlichen „Räuber-Romanen" unter die Jugend verwendet. Bücher wie „Rinaldo Rinaldini" — „Schinderhans" — „Cartouche" — „Antonia della Roccine" u. s. w. wurden an „Rastelbinder," „Radibuben," „Veigerlmädchen" u. s. w. gratis vertheilt, um ihr Herz und ihr Wesen von dem Vorurtheile zu befreien, als ob Spitzbuben, Halunken, Mordbrenner, falsche Spieler, lüderliche Weibspersonen nicht auch edle Seelen, reine Gemüther und Lieblinge der Götter wären.

Die Vorsteherin dieses Vereins war unsere andere Kunigunde. Sie hatte sich zu dieser Ehre emporgeschwungen durch die That, daß sie vor langer Zeit von „Drillingen" entbunden wurde.

Von diesen Drillingen wurden zwei die berühmten „beiden Grasel," der dritte wurde ihr gestohlen und in den Bakonyer-Wald ausgesetzt, wo ihn eine kinderlose Wölfin fand, ihn wie Romulus oder wie Remus eigenhändig säugte, ihm erzählte „was sich der Wald erzählt," und Mad. Birch-Pfeiffer „im Walde" vorlas, wodurch er im Gemüthe und

im Herzen erstarkte vor dem Herrn und aus ihm ward dann jener interessante Jüngling, welcher die unwiderstehliche Liebeserklärung erfand:

„Ja, ich bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Räuber Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!"

Unter dem Vorsitze dieser interessanten „Mutter der Gracchen" war eben General-Versammlung, da wurde die Nachricht gebracht: die böswillige Gerechtigkeit ginge damit um, heute Nacht die ganze Räuberwirthschaft bei Zimpelmann aufzuheben!

Der humane Verein gerieth in große Aufregung! „Rettet die Räuber!" war das Feldgeschrei.

Kunigunde ließ sich das nicht nehmen, selbst in die Paniglgasse zu reiten, um durch ihr Erscheinen die Räuber zu ermuthigen, und andererseits die lasterhaften Verfolger der Galgen-Candidaten zu beschwichtigen und sie von ihrem inhumanen Vorhaben zurückzubringen.

Bei Zimpelmann herrschte eben wieder jene Stille, die ein leibliches Geschwisterkind jener „Ruhe" ist, die zuweilen „in Warschau herrscht." Man hörte nichts als den Herzschlag Kunigundens, ein ganz eigener Schlag von Schlag, ungefähr wie der einer Schwarzwälder-Uhr in Spindler's Romanen. Neben diesem Herzschlag hörte man noch den Athemzug Kipfelhubers und Eduards wie das Sausen eines mächtigen Blasbalges.

Da stürzte Kunigunde, die Räuberbeschützerin, herein.

Als Kunigunde die am Boden liegende, die andere Kunigunde erblickte, fiel sie über sie her, oder vielmehr über sie hin, und fing an, ihr mit den Nägeln das Herz aus dem Leib zu kratzen! Warum? das weiß man eigentlich nicht, auch braucht ein Räubernovellen-Dichter seinen Lesern keine Rechenschaft zu geben! Der Sinn dieser Novelle ist ja eben der Unsinn!

Also Kunigunde und Kunigunde wollten sich gegenseitig die Herzen aus dem Leibe kratzen, aus „Eifersucht, die wilde Hyder!" und diese Herzen dem Eduard, dem undankbaren Eduard, vor die gebundenen Füße hinwerfen! Allein zur Zeit, als diese Geschichte spielt, hatten die Damen noch nicht die Passion, lange, gespitzte Nägel wie die Schuhschnäbel oder wie die Vogelklauen zu tragen. Sie konnten sich die Herzen nicht herauskratzen!

Da erbarmte sich „Seraphine, der Bauchaufschlitzer aus Menschenliebe" der beiden Rauferinnen, schlitzte ihnen den Leib auf und sie holten sich dann gegenseitig ihre beiden Herzen heraus, die etwas von der Zeit angefressen waren, und warfen sie Eduard hin, indem sie ausriefen:

„Zwei Herzen und ein Schlag!"

Eduard war wie vernichtet, so vernichtet, wie

es nur ein Mensch sein kann, der nichts anderes zu thun weiß, als vernichtet zu sein!

Endlich ermannte er sich und ein großer Entschluß leuchtete aus seinen Augen: er wollte sich auch das Herz herausreißen, es mit den beiden Frauenherzen vereinigen und so ein Beispiel der vernichteten drei Herzen geben.

„Seraphine,“ sagte er, „sei so gut, schlitze mir den Leib auf, nimm mein Herz, Seite links liegt es, füge es zu den beiden „Frauenherzen,“ gebe sie alle drei in eine Schachtel, schütte etwas „Revalenta Arabica“ darauf, begrabe sie auf dem Wasserglacis, mit der einfachen Grabschrift:

„Hier liegen die drei vereinigten Herzen,
Und haben weiter keine Schmerzen!“

Seraphine that wie Eduard gewünscht, aber, o Gott! oder auch: „aber, o Himmel!“ oder aber auch: „aber, o Teufel!“ Eduard hatte gar kein Herz! Aber dafür eine ungeheure Leber! Da Eduard aus unglücklicher Liebe stets sich betrank, so zog sich das Herz ganz in die Leber hinein und wurde endlich ganz Leber!

„Ha! herzloser Eduard!“ riefen die beiden todten Kunigunden aus! „Mit einer Leber wolltest Du zwei Herzen gewinnen! Ha!“ Darauf starben sie beide zum letzten Mal.

„Seraphine“ aber grub ein gegrabenes Grab an den Ufern der Donau in der „Kriau,“ legte die

drei Gegenstände hinein, setzte einen Sandstein darauf mit den Worten:

Wanderer steh' still, weine und sei nicht fleber,
Hier ruhen zwei Herzen und eine Leber,
„Ihr Durst war zu heiß für diese Erden,
Er wird dort d'roben erst gelöscht einst werden!"

Was darauf mit den übrigen Räubern geschehen, sagen wir nicht, damit unsere Nachkommen sich auch etwas zu erzählen haben.

Ich und das Whistspiel.

Im Leben sind gewöhnlich unter vier Menschen ein Grobian, ein Dummerian, ein Zänker und ein Denker, und das sind gerade vier Menschen, die zu einer Partie Whist taugen.

Ich habe schon gesagt, eine Partie Whist ist ein Geständniß von vier Menschen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen, daher nehmen sie zu Whist ihre Zuflucht; Einer fürchtet sich davor, was der Andere für dummes Zeug reden könnte, darum spielen sie „Whist“, und machen dabei gleich aus: „Die erste Regel ist: nichts reden!“

Eine Partie Whist ist ein Abonnement suspendu alles geselligen Anstandes; eine Partie Whist ist ein „Anti-Höflichkeits-Verein;“ eine Partie Whist ist eine stillschweigende Uebereinkunft bei den Kartenblättern, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und offen zu sagen, was man von seinen Mitmenschen denkt: „Das ist dumm!“ „Das ist doch eselhaft!“ „Aber wie kann man so gar keine Idee haben!“ „Sie sind ein Ignorant!“ und ähnliche Ausdrücke, die zwar in keinem Whistbuche angegeben sind, die aber eben so

zur Seele des Whistspiels gehören, wie die Ausdrücke: „slam“ — „Lévée“ — „Trick“ — „invitiren“ — „renonce“ u. s. w.

Im Whistspiele ist's g'rade auch wie im gewöhnlichen Leben, man erlaubt sich alle Grobheiten nur gegen seinen Freund (Partner), und auch der Whistspieler kann sagen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!“

Mann und Frau sollten immer beim Whist zusammenspielen, bei dieser Gelegenheit können sie sich die schönsten Grobheiten und die gröbsten Schönheiten sagen.

Eine Partie Whist ist bloß deshalb für die Menschen eine Unterhaltung, weil sich auf jeden Fall immer zwei von der Gesellschaft „giften!“ nämlich die, welche die Trick verlieren, und es ist eine angenehme Abwechslung, jetzt giften sich diese zwei, dann giften sich jene zwei, dann giften sich wiederum jene zwei, und so ganz liebenswürdig in's Unendliche.

Es gibt ganz „ausgezeichnete Whistspieler,“ das sind diejenigen, die immer den Trick machen, wenn sie gute Karten bekommen und die immer ihren Partner crudel ausmachen: „Sie Patzer! Sie Pfuscher!“ wenn sie den Trick verlieren! Ein ausgezeichneter Whistspieler ist immer, wenn er den Trick macht, ein pfiffiger Lächler und sagt: „Haben Sie gesehen, wie ich die kleine Coeur durchließ, damit, wenn, wie vielleicht, dann gewiß u. s. w.?“

Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, der „niemals gute Karten bekommt!" und wenn er „Groß-schlemm" macht, dieses bloß durch die Heiligkeit seiner Sache und die klare Intelligenz seines Spiels zuwege bringt. Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, welcher, wenn er einen Bock macht, sogleich seinen Partner anrumpelt, und ausruft: „Sie machen Einen ja ganz konfus!" Ein „schlechter Whistspieler" ist ganz kurz bezeichnet: Ein schlechter Whistspieler hat immer die Honneurs in der Hand, und wenn er vom Spiel aufsteht, hat er immer ein paar Dutzend Fisch gewonnen.

Ich bin ein herzlich schlechter Whistspieler; so viel dumme Streiche macht ein bedeutender Mann in Amt und Stellung nicht in drei Monaten, als ich, wenn ich Whist spiele, in einer Stunde. Wenn ich fertig bin, stecke ich gewöhnlich ein paar Gulden Gewinn in die Tasche und denke mir: „Wenn der Mensch nur dumm ist, so kann er schon Alles unternehmen, auch wovon er gar nichts versteht! Wer dumm ist, hat das Glück stets für sich, und mit dem Glück das Lob!" Ich verstehe vom Whistspiel gar nichts, und doch dirigire ich immer das Spiel! Mein Partner sagt oft: Sie „Patzer," wie wollen Sie das Spiel dirigiren? Sie verstehen ja nichts davon!" Ich aber denke mir: „Ich bin dumm, ergo dirigir' ich doch und gewinn' doch!" und gleich darauf mach' ich einen gewaltigen Bock, und gleich darauf bekomm' ich alle fünf Honneurs, vier Aß, vier Könige, und gewinne mein Spiel, und dann sag' ich

triumphirend zu meinem Partner: „Nun, soll ich nicht dirigiren? Bin ich nicht dumm genug dazu?" also — ja, ich bin ein Patzer, kennst du meine Farben?

Ein „Patzer" ist ein „Genie der Ungeschicklichkeit," er kann Alles — verderben, er versteht Alles, aber er kann's nicht machen, er mischt sich in Alles und ruinirt Alles, er greift Alles an und verunstaltet es. Er ist ein Patzer, ein Flicker, aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungestickt. Ein „Patzer" in der Malerei braucht alle und dieselben Farben, die ein großer Maler braucht, aber er „patzt" sie, er macht roth hochroth, blau himmelblau, grün paperlgrün u. s. w., er malt eine schöne Frau anstatt mit rothen Lippen, weißen Wangen und blauen Augen — mit rothen Augen, weißen Lippen und blauen Wangen.

Ein Patzer in der Dichtkunst hat auch alle Reime wie ein großer Dichter, allein er patzt die Reime aufeinander, ungeschickt und unpassend.

Ein Patzer im Redigiren hat auch dieselben Blätter, wie ein anderer Redakteur, zum Anstreichen, dieselben Novitäten, dieselben Bücher, aber er patzt, er stickt buntes, fades dummes Zeug zusammen. Nicht im Stande, selbst ein vernünftiges Wort zu schreiben, hält er sich Flickbuben, er näht die kleinen Löcher zu und die großen Löcher bleiben offen, — er patzt Lügen und Fadheiten zusammen, er patzt Ankündigung auf Ankündigung, er batzt und patzt, aber der

Riß ist nicht zuzuflicken; das ist ein „Patzer" unter den Redaktionen.

Ein „Patzer" unter den Whistspielern ist ein Mensch, der Whist spielt und an Piquetspiel denkt, ein Patzer ist ein Mensch, der das dreizehnte à-tout herausschlägt zu seinem Privatvergnügen; ein „Patzer" ist ein Mensch, der ein Singleton ausspielt, wenn er nichts als zwei kleine à-tout hat; ein „Patzer" ist ein Mensch, der die Invite seines Gegners nachspielt; ein „Patzer" ist ein Mensch, der den à-tout-König seines Freundes mit à-tout-Aß sticht und ein kleines à-tout nachspielt; ein „Patzer" ist ein Mensch, der patzt, und ein Mensch, der patzt, ist „Patzer" und ein solcher „Patzer" im Whistspiel bin ich; und wenn sich drei Menschen mit mir zum Whist setzen, so sagen alle drei: „Der Patzer wird uns wieder das Geld abnehmen!"

Die Familie Hupfauf.

Herr von Hupfauf in der Rofranogasse ist ein Mann, der ein Haus macht, und das ist ihm leicht, er ist nämlich Maurermeister, und hat so lange so viele Häuser für Andere mit dünnen Mauern, mit lauter Fenstern, mit schlechten Ziegeln gemacht, d. h. gebaut, bis er zuletzt sich selbst ein Haus mit dicken, soliden Mauern, mit hübsch großen, wohnlichen Zimmern u. s. w. bauen konnte; er setzte sich also zur Ruhe und baute sich ein eigenes Haus, und nach dem Ausspruche des Talmud: „Erst ein Haus Dir bau', dann such' Dir eine Frau," hatte er auch kaum den Grund zu seinem Ruhesitz gelegt, als er auch den Grund zu seinem Unruhsitz legte und eine Frau suchte.

Wer sucht, findet, d. h. eine Frau, das ist der einzige Artikel, den die Sucher finden, sonst kann man suchen, was man will, die „redlichen Finder" sind ausgestorben! Man suche nur eine „bequeme Wohnung," eine „verlorne Brieftasche," einen „angenehmen Reisegefährten," einen „verläßlichen Bedienten," u. s. w., so wird es Einem gehen, wie im „Konversations-Lexikon,"

den Artikel, den man sucht, findet man nicht, sondern immer: „suche da und da.“ Wenn man aber eine Frau sucht, findet man fette und magere. Die ganze Welt hilft Einem suchen; man weiß nicht, hilft sie uns aus „Nächstenliebe“ oder aus „Nächstenhaß.“ —

Also, wo die ganze Welt eine Frau findet, sollte ein „Hupfauf“ keine finden? Hupfauf, der glückliche Maurer, der sich aus fremden Mauern ein eigenes Haus baute, suchte und fand die gutgebaute ehrsame Mamselle „Hinterzipfel,“ eine Korbflechterische Schöne aus der gemäßigten Zone von Erdberg, die so lange Körbe für andere flocht, bis sie in die, welche sie für sich flocht, fiel, und etwas ältlich wurde. Allein sie war eine solide Schönheit, d. h. dick und fett, gut gebaut. Hupfauf verkehrte das „Er kam, sah und siegte“ dahin: „Er besah sie, er besiegte sie und bekam sie.“ Er führte mit eigener Hand die eigene Frau in's eigene Haus.

Ach, für die eigenen Häuser gibt's „Grundbücher.“ Wenn man ein Haus kaufen will, kann man sich das „Grundbuch“ nachschlagen lassen und nachfragen, ob und wer vorgemerkt ist, ob und wie viel Schulden auf dem Hause stehen u. s. w. Warum aber gibt es kein „Grundbuch“ für Mädchen? Warum kann man, wenn man ein Mädchen kaufen will — denn sind viele Heirathen etwas Anderes als ein Kauf? — warum kann man kein Grundbuch auf-

schlagen lassen, um nachzusehen, was für Schuld auf dem Mädchen lastet u. s. w.?

Als Hupfauf, der Maurermeister, die Hupfaufin geheirathet hatte, setzte er sich zur Ruh, denn wenn ein Meister eine Meisterin bekömmt, hört er auf Meister zu sein, und fängt wieder an, „Lehrbub'" zu werden!

Der liebe Hupfauf hatte beständig so viel am Gebäude seines häuslichen Glückes zu repariren und auszubessern, daß ihm nicht Zeit blieb, an fremde Häuser zu denken.

In keiner Ehe wird Gottes Segen so sichtbar an vielen Kindern, als in einer schlechten; die Versöhnung trägt immer ihre Früchte. Der liebe Hupfauf und die liebe Hupfaufin sahen sich bald von mehreren Hupfaufchens umringt, die alle gediehen und heranwuchsen und emporschoßen unter dem Donnerhimmel des elterlichen Lebens und unter den Schauerwettern des häuslichen Zankes

Zur Zeit, als ich noch eine Löwe der Redouten war, wurde mir das Glück zu Theil, mit der Familie Hupfauf in Bekannt- und Bekenntschaft zu kommen, einen „Tendre" für Mamsell „Mali Hupfauf" zu fassen, von der alten Hupfaufin gerne gesehen zu werden, und zu einer Partie Whist im Hupfaufischen Hause eingeladen zu werden.

Die Geschichte datirt sich von einem „Türken" in der maskirten Redoute her.

Wer sich der Faschings-Dienstag-Redoute von 184— noch erinnert, der wird auch die Maske eines Türken nicht vergessen haben; ein Türke von sechs Fuß Höhe, der allein wie eine verirrte Feuerstange herumging.

Der Türke, von dem ich jetzt rede, war schon um 9 Uhr Abends da, als der Saal fast noch ganz leer, und nur ich, damals noch ein wüthender Masken-Sobri, den Masken schon sehnsüchtig entgegenharrte. Ich und der Türke waren einige Zeit die ganze Bevölkerung des Saales, allein er wich mir aus, es gelang mir nicht, ihm nahen zu können. Einen schüchterneren Türken sah ich nie. Der Saal füllte sich nach und nach, und erst gegen ein Uhr nach Mitternacht kam mir mein Türke wieder in den Weg. Ich winkte ihm, legte den Finger bedeutsam auf die Lippen, als handelte es sich um ein zartes Geheimniß, er zeigte mit dem Finger fragend auf sich, ob ich ihn meinte, ich bejahte, deutete auf die Gallerie, und winkte geheimnißvoll. Er entfernte sich rasch und ich verlor ihn bald aus Auge und Gedächtniß.

Nach einer Stunde drängte er sich wieder an mich heran und machte eine fragende Pantomime. Ich that ganz verwundert, schüttelte mißbilligend den Kopf, legte noch ein Mal den Finger auf die Lippen, deutete auf zwei schwarze weibliche Dominos, die sich eben nahten, und flüsterte ihm in's Ohr: „Die sind's! Geh' geschwind in die Seufzer-Allee und halte Dich ruhig, bis ich zu Dir komme!" Er fuhr ganz erschrocken zu-

sammen, und frug mit schüchterner Stimme: „Sind sie's wirklich?" Ich bejahte und der gute Türke eilte fort, um in der „Seufzer-Allee" auf mich zu warten.

Die zwei schwarzen Masken sprachen mich an, die Eine gab mir ein Blumensträußchen und sagte: „Da! Es sind freilich keine „wilden Rosen." Ich antwortete mit humoristischer Grazie: „Ach, ich bitt' recht sehr, Du bist die Rose und ich bin wild, so sind wir zusammen eine „wilde Rose!"

„Gehst gleich!" antwortete sie, „Du bist schon wieder ironimisch!"

„Aber, holde Maske," erwiederte ich, und bemächtigte mich ihres Armes, „seh' ich aus wie ein Ironimischer? Ich bin ein wahres gutes Schaf!"

„Du? Ein Schaf? Na, Du bist mir ein schönes Schaf!"

„Ach, ich hab' ja nicht gesagt: ich bin ein schönes Schaf, ich bin bloß ein Schaf, sei Du die Schäferin —"

„Geh', geh', Du sammelst Stoff für Dein Blatt und wirst mich hineinsetzen "

„Ich? Sammeln? Wenn ich mein Lebtag hätte sammeln wollen, so würde ich weder den „Sammler", noch den „Humoristen" redigiren! Und ich Dich setzen? Hineinsetzen? In mein Blatt setzen? Ich bin ja nicht der Setzer meines Blattes? In mein Herzblatt meinst Du, holde Maske?"

„Na, sei nit so schlimm, mit Dir ist nit auszukommen.“

„Auskommen? O, mit mir ist schon auszukommen, aber von mir kommst Du nicht aus!“

Bei diesem geistreichen Gespräche hatte ich so viel erspäht, daß die Maske eine junge, köstliche Figur und schwarze Augen hatte, und wahrscheinlich die Tochter oder jüngere Schwester der andern Maske war, die sie immer zupfte, wenn sie, ihrer Ansicht nach, zu kühn wurde.

„Deine „wilden Rosen,“ begann die Maske wieder, „hab' ich ganz abgeschrieben!“

„So? Da unterscheidest Du Dich zu Deinem Vortheile von andern jungen Autoren, die haben sie bloß zum Theil abgeschrieben!“

Bei diesem Gespräche lenkte ich meine beiden Masken hinauf in die sogenannte Seufzer-Allee, und, herzlich müde, war ich froh, mich mit ihnen niederlassen zu können.

Auf ein Mal stürzt aus einem Winkel mein ungeheurer Türke auf mich los. Ich hatte ihn schon ganz vergessen! Wie eine brennende Wetterfahne stürzte er sich auf uns, riß die ältere Maske bei der Hand auf und schrie: „So, Rieke! So? Darum also? Das? Wo warts?“ Ich stellte mich zwischen rouge et noir, zwischen die schwarze Maske und den rothen Türken, und in der „Furchtbaren Mitte“ stand ich da „mit

keckem Finger!" — „Ruhig!" rief ich, „ruhig, zarter Moslim!"

Allein,

„auch ein Türke hat seine Stunden!"

„Was?" rief er, „ruhig? Ruhig Sie! Sie ruhig! Nix ruhig! Was haben Sie mit der Rieke? Wie kommen Sie mit der Rieke? Was wollen Sie von der Rieke? Woher kennen Sie die Rieke?"

Ich erwiederte: „Ein Türke kann mehr fragen, als zehn Ungarn beantworten können! Die Rieke da ist meine Rieke, die Rieke geht Dich nichts an; die ist für keinen Türken eine Rieke, das ist eine europäische Rieke! Du haremischer Wütherich, respektir' die Maskenfreiheit, oder ich versetz' Dir einen Beglerbegg, daß Du bis nach Mecca stolperst!"

Aber der Türke war nicht zu besänftigen, er stürzte sich nun auf die jüngere Maske, und schrie: „Und die Mali auch! Jetzt packt Euch gleich mit mir nach Haus, aus is mit der Redout!" Von dem Wortwechsel aufmerksam gemacht, sammelten sich nach und nach mehrere Masken und Zuschauer um uns, und ich war genöthigt, Ernst zu zeigen. Ich sagte dem Herrn Türken: Wenn er nicht augenblicklich die Maske ablegte, und sein Recht auf die Masken beweise, so würde ich ihn von der Wache hinausführen lassen. Er bestand darauf, das seien seine Frau und seine Tochter, die gesagt haben, sie gingen zur Frau Godel zum Kaffee, nun habe er sie erwischt, wie sie ein „Techtelmechtel" mit

einem „Zeitungsschreiber“ haben! Nie war ein „Zeitungsschreiber“ an einem „Techtelmechtel“ unschuldiger, als ich an diesem. Ich dachte mir, wenn die Alte das „Techtel“ und die junge das „Mechtel“ ist, dann würde mich das halbwegs interessiren. Wir waren noch im lebhaften Streit, als ein Deus ex machina sich in's Mittel legte: es kam nämlich noch ein dritter Domino, ein männlicher Domino, der auf die zwei weiblichen Dominos zueilte und ausrief: „Find' ich Euch endlich, ich such' Euch schon seit einer Stunde!“ Die Damen standen da wie vom Donner gerührt. Ich aber sagte: „Meine holden Masken, zwei verschiedene Nationen, ein Türk' und ein Domino, streiten um Ihren Besitz, ich intervenire! Ich lege auf sie so lange Beschlag, bis die Prätendenten ihre Rechte dargethan haben?

Kurz, es kam so weit, daß sich alle vier demaskirten; für mich waren es völlig unbekannte Gestalten, der Türke zog sich zurück, indem er sagte „er hätte geschworen, es wär die Rieke, sie hat grad so ein' hatscheten Gang wie die Seine“ und mit dieser türkischen Galanterie entfernte er sich. Die Andern aber waren, wie ich nachher erfuhr, Herr Hupfauf, Frau von Hupfauf und Tochter, die zufällig auch „Mali“ hieß. Die Frauen sagten, wenn ich nicht gewesen wäre, so wären sie den Türken gar nicht los geworden; ich selbst gestand, daß ohne meine kühne Vertheidigung sie vielleicht „Mitglieder des wohlthätigen Serailvereins

für veraltete Jugend“ geworden wären. Herr Hupfauf war ganz gerührt und die Mali Hupfauf war so niedlich, daß ich dem Drängen der Familie nachgab, einmal eine Partie Whist bei ihnen zu spielen.

Einige Tage nach der Redoute erhielt ich folgendes Billet:

„Seine Wollgebohren Herrn Sefier!

Ich neme mir die Freiheut, Sie an ihrem Versbrechen zu erihnern, ein Mittag bei uns zu ehßen, und dahn eine Pardie Wüsst mit uns zu spülen. Nägsten Freydag ist der Gebuhrdstag meines Manes in blohser Famili, und es wird uns eine große ähre sein, wenn Sie ihn mit uns sbeisen wollen; unser Kost ist aberst, Herr Sefier, blohs Hausmann! Zweu oder dreu speisen — aber görn gesöhen. Kohmen Sie, kohmen Sie, Sie brauchen sich gar niecht anzuziegen, kohmen Sie, wie sie sint, das Kleit macht den Mahn nicht, und es seht nicht darauf ihre schätzbarstde und geachtedste Dienerin. Antony Hupfauf.

Bostsgribdum!

Meine Mali hoffd auch auf ihnen, sie hätte selber geschrieben, allein, sie kombonirt eine „wilde Roße“ von ihnen, um sie damit auf dem Glavir zu überrahschen, aber — stehlen Sie sich ganz dumm. H.“ —

Man kann sich denken, daß ich Freitag beim Familien-Essen der Hupfauf in der Rofranogasse nicht fehlte.

Als ich kam „so wie ich bin,“ war die Familie

schon versammelt. Herrn und Frau von Hupfauf kennen die Leser bereits, und Mali Hupfauf, meine Redouten-Eroberung, war auch eine solide Hausmannskost, gut gebaut, wie die Häuser des Herrn Papa, schwarze Sperl-Augen, d. h. Augen, geschaffen, um beim Sperl während eines Strauß'schen Walzers noch ringsum in alle Gallerien zu flunkern; Sperl-Augen, welche die Eigenschaft haben, gradaus zu sehen, links zu beobachten, rechts zu kokettiren, hinauf zu winken, und auf die Fußspitzen hinabzuschauen; Sperl-Augen, schwarze Waldkirschen, die nichts als gepflückt sein wollen, die funkeln, ohne zu leuchten, herumirren, ohne auszuruhen, Augen, die mit und in sich selbst walzen, Vexirspiegel, bei denen mehr herausschaut, als hinein, Augen, die viel ausdrücken und nichts sagen, so rechte praktische Augen. Außer solchen schönen schwarzen Sperl-Augen besaß die Mali Hupfauf noch einen allerliebsten Zug um den Mund, wenn man in diesen Zug kam, bekam man Herz-Rheumatismus.

Mali hatte noch ein Brüderchen, ein „zuckersüßes Brüderchen," „Lauf'l" genannt. „Lauf'l" war nämlich die eigenthümliche Hupfauf'sche Abbreviatur und Verhätschlung von „Stanislaus."

„Lauf'l" Hupfauf stand in dem blühenden Alter von 9—10 Jahren und war natürlich der Abgott der „blohsen Familli."

Er wurde mir mit den genialsten Empfehlungen vorgestellt. „Lauf'l, rath', wer der Herr ist?" sagte

Madame Hupfauf, Lauf'l sah mich prüfend an und sagte endlich: „Ah, das ist der Herr Schustermeister!" Ich kneipte ihn bedeutend in die Backe und sagte: „Nicht so ganz, aber im Uebrigen Humorist; Pech habe ich auch, und bei meinem Leisten bleib' ich auch, also Schuster, aber nicht Meister; lederne Artikel liefere ich auch oft; zuweilen bringe ich auch einen Stiefel zusammen; allein ich nehme kein Maß zu meinen Artikeln, und doch passen sie; und gerade der, auf den sie passen, der hat sie nicht bestellt, und will sie nicht haben."

Lauf'l sah mich an, und brach dann in die physiologische Bemerkung aus: „Muhter, Muhter, der Herr is a Noarr!" Ich kneipte ihn dito in die Backe und sagte: „Jetzt, mein Sohn, näherst Du dich so ziemlich der Wahrheit."

Madame Hupfauf wollte sich todt lachen, woran ich sie nicht gehindert hätte, wenn es schon nach Tische gewesen wäre. „Sie glauben gar nicht, Herr von Sefier," sagte sie, „was der Balg für Einfälle hat, lauter Witz; nehmen Sie's nicht übel, aber er hat so ein witziges Temperament!"

Ich bemerkte, daß Musje Lauf'l mich fixirte, als er auf ein Mal aufschrie: „Muhter, Muhter, der Herr tragt a Parucken! A Parucken!"

Ich kniff ihn wieder in die Backe: „Süßer Junge!" jedoch hielt ich mich etwas in die Höhe, denn ich fürchtete, das witzige Temparent könnte sich an

meinem Kopfe vergreifen, und kein gutes Haar auf ihm lassen.

Zu den Familien-Mitessern gehörten noch zwei Individuen: der Göth: Herr Widderspeck, Anstreicher aus Tribuswinkel, und die Frau Godl: Madame Banagel, Drahtstiftelmachers-Witwe.

Herr Widderspeck wurde mir von Madame Hupfauf vorgestellt: „Das ist unser Pakfotum (Factotum), ein Tausendsapermenter, der kann Alles, auch Pränumeranten sammeln, o, dem kömmt keiner aus, der prakt's z'sammen!"

Ich fühlte ein jungfräuliches Beben durch mein Herz gehen! „Ein Pränumerantensammler!" Ein Wesen, nach dem sich mein Gemüth seit Jahren sehnte! Ich ging auf ihn zu, verbeugte mich tief und sprach: „Herr Widderspeck, o, Herr Widderspeck, Sie können nicht glauben, welche Verehrung ich für Sie hege!" Er sah mich freundlich an und erwiederte: „Wir wollen uns schon verstehen, ich hab's bei einem Haupt-Redakteur gelernt, wie man's haß absieden muß! Da nutzt nix, sie müssen pränumerir'n! Und wenn sie harte Pockerl-Eier geschluckt hätten!!"

Die höchst kräftige und bilderreiche Sprache des Herrn Widderspeck überzeugte mich sogleich, daß er zum „Pränumerantenpresser" geboren ist! Ich drückte ihm die Hand, und — unsere Seelen hatten sich gefunden!

Das Diner ging ohne besondere Störung vorüber. Madame Hupfauf hatte von „Hausmannskost" ihre eigenen Ansichten; sie verstand wahrscheinlich darunter, jeder Mann soll zu Hause seine Kost haben, Gäste aber sollen dem Mann nichts kosten!

Wenn wir in die Biographie der Hupfauf'schen Diners eingehen wollen, so finden wir zuerst eine „Wurzelsuppe," eine „Wurzelsuppe," von welcher Madame Hupfauf versicherte, es wären lauter „selbstgezogene Wurzeln." Ich sah mir den kleinen „Lauf'l" Hupfauf an, der auch keinen besondern Begriff von den Hupfauf'schen „selbstgezogenen Wurzeln" fassen ließ. Wie ich diese Quadrat- und Kubik-Wurzel auch mit sich selber multiplizirte, so brachten sie immer die Potenz: „weiße Rüben" hervor. Bis zu einer edlern Wurzel stieg Madame Hupfauf nicht in die Tiefen der Erde nieder! Vergebens botanisirte ich nach „Petersilie," „Sellerie" und ähnlichen Wurzelsylben des Stammwortes: „Wurzelsuppe." Nichts, nichts in der ganzen Suppe, als weiße Rüben und gelbe Rüben, und diese so dünn gesäet, so einzeln herumschwimmend, daß ich sie zählen konnte, und mich selbst „den modernen Rübezahl" nannte. Ich faßte Muth und dachte: „Ein Uebel muß man mit der Wurzel ausrotten!" und verschlang die Suppe mit geschlossenen Augen.

Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam

ein Teller mit „Magen-Zwickerln," das ist nämlich der Ausdruck für jene poetischen Vorläufer, welche den Appetit reizen sollen, die sonst „Assietten" heißen und von Madame Hupfauf ganz genial: „Magen-Zwickerl" genannt werden, weil sie den Magen zu seiner Pflicht aufzwicken sollen.

Der Teller „Magen-Zwickerl" bestand aus runden Semmelrädern und auf jedem ein langer Sardellentheil wie eine Eidechse auf dem Sezirtisch. Die Sardellen waren alle ursprünglich Hochverräther, denn sie wurden nach ihrem Tode geviertheilt, dann auf's Rad geflochten, und dann erst der allgemeinen Abschreckung preisgegeben.

Mein Magen brauchte nicht gezwickt zu werden, er war vollkommen bereit, auch ohne Gewaltmaßregeln seine Pflicht zu erfüllen, wie es jedem Menschen überhaupt und jedem Wiener insbesondere zur allerersten Natur geworden ist. Mein Magen befand sich in jenem Zustande, an welchem jetzt ganz Europa laborirt, er gehörte zu der arbeitenden Klasse, die Arbeit sucht und keine findet!

Unser Magen war kaum „aufgezwickt," als das „Rindfleisch" kam. Mein kritischer Scharfblick entdeckte sogleich, „we are seven", wir sind sieben, und es kamen nur sechs Fleisch-Antheile! O, dachte ich: „Sechse treffen, Sieben äffen!" Madame Hupfauf bemerkte das Mißverhältniß auch sogleich, wollte mit einem Salomonischen Kraftschnitt die Sache entscheiden

und rief: „Lauf'ls Stück können wir ja theilen." Allein Lauf'l war der Mann nicht, der sein Königreich bei lebendigem Leib theilen ließ! Er griff ohne Umstände nach seinem Stück Fleisch, welches zwischen einem Erdapfel und einer halben gelben Rübe eingesargt lag, und

„Aus der Ungeheuer Mitte
Nahm er das Fleisch mit keckem Finger!"

Dadurch wurde natürlich das arithmetische Mißverhältniß noch nicht aufgehoben! Lauf'l aber, ein Gassenjunge comme il faut, „ein Freund der Wahrheit," schrie: „Die Mali hat ja schon in der Kuchel so ein Stück g'gessen, sie kann ihr Fleisch dem Herrn sch.n lassen!"

Madame Hupfauf wollte sich wieder bedeutend todtlachen. Mali dagegen versetzte dem Lauf'l, dem „Freund" der Wahrheit," als einzige Antwort eine Ohrfeige!

Ich aber, als wahrer Redakteur, ich suchte bloß von diesem Streite Nutzen zu ziehen, machte mich indessen über die Schüssel her, und verzehrte drei Stücke Fleisch, ohne mich wieder um Lauf'l zu bekümmern.

Herr Hupfauf beobachtete das Princip der Nichteinmischung; er aß sein Fleisch und sagte: „Lauf'l läßt sich nichts nehmen!" — Die Ruhe war bald wieder hergestellt, wozu besonders eine neue Erscheinung auf dem Schauplatze viel beitrug.

Diese neue Erscheinung war nämlich eine Schüssel Blaukohl mit Würstel, die als Oel im Sturm beschwichtigend auf alle Gemüther einwirkte. Mali war bedeutend echauffirt, und der junge „Freund der Wahrheit“ hatte eine geschwollene Backe. Madame Hupfauf wollte sich wiederholt todtlachen, denn sie sagte: „Da macht sich mein Lauf'l nichts d'raus!“ Ich aber saß zwischen den kämpfenden Mächten und besänftigte Mali, indem ich ihr sagte: „Sehen Sie, liebste Mali, mit einem Lauf'l kämpfen Götter selbst vergebens! Lassen Sie die Lauf'ls Lauf'ls sein, und freuen wir uns des Lebens, „weil noch die Rose blüht!“ Da ist Blaukohl und da sind Würstel, — das Leben ist doch schön!“

Das junge Genie hatte indessen bedeutende Eingriffe in die Welt der Würstel gemacht, er ergriff nämlich eines an einem Ende, und da die Würstel alle fest aneinanderhingen, wie nur die Gemeinheit und die Dummheit aneinanderhängen, so zog er alle Würstel mit auf seinen Teller. Ich aber fand mich berufen, in diese Verkettung der Dinge einzugreifen, und sagte, indem ich den Strang Würste ergriff: „Sehen Sie, Lauf'l, das Ding hängt so zusammen“ — dabei riß ich einen Theil los — „allein, wenn Sie ein Ding aus seinem Zusammenhang reißen, so wird eine Wurst daraus!“ Mit diesem kecken Manöver hatte ich die Hälfte der Würstel gerettet, die ich mit Mali theilte, indem ich ihr noch etwas Humor auf die Würstel

streute: „Liebe Mali, so ein Würstel ist wie so manches Journal: von vorne und hinten gebunden, und mit Schweinerei gefüllt! Stechen Sie hinein, so spritzt Ihnen Gischt und Jauche in's Gesicht!“

Laus'l aber bot einen glänzenden Anblick dar: um den Mund herum hatte ihm der Blaukohl einen azurnen Reif gebildet, er sah aus wie eine Blaumeise, und an einem Würstel nagend, baumelten ihm die zwei daranhängenden auf das Jabot und legten darauf eine Landschaft in punktirter Manier an.

„Zum Schlusse,“ begann noch ein Mal Madame Hupfauf, „zum Schlusse möchte Herr von Sefier vielleicht noch a Stückel Käs essen?“

Ich glaubte, mich rührte der Schlag! „Zum Schlusse!“ Hatte es denn schon begonnen? Zum Schluß! Ein wahrer Trugschluß! Ein Syllogismus! „Zum Schluß!“ Ich wüthete innerlich! Und dazu eingeladen?!! „Zum Schlusse?“ und welche Reihenfolge von Dubiositäten: „möchte essen“ „vielleicht,“ wo alles so gewiß ist! „a Stückel!“ wo ein Stück nicht hingereicht hätte!

„O,“ fuhr Madame Hupfauf fort, „a Stickl Käs ist nach dem Essen gut, es räumt den Magen aus!“ —

Ich dachte, d'rauf ließe sich viel einwenden: Erstens: nach dem Essen ist Käse gut. Wir aber

noch vor dem Essen! Es räumt den Magen aus? Wo nichts ist, hat der Käs sein Recht verloren!

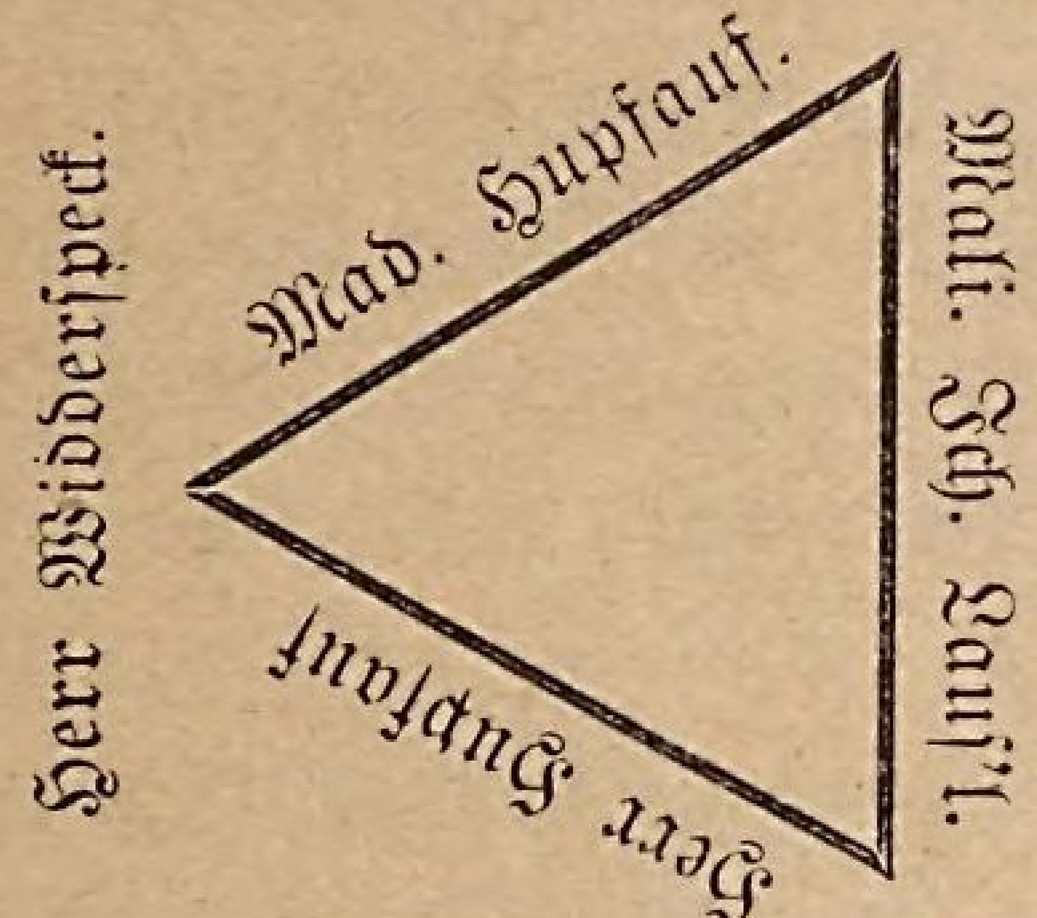
Indessen ich sprach: „O ich küß die Hand, ich wäre nicht im Stande einen Bissen mehr zu essen, ich habe genug!"

„Gehen wir also zur Partie Whist," sagte Madame Hupfauf.

Wir erhoben uns vom Tische, Lauf'l aber war wieder witzig, er hatte mir nämlich die Haut, die er einem Würstel abgezogen hatte, hinter dem Rücken am Rockkragen aufgeklebt, daß sie herabschlotterte; allgemeines Gelächter, großer Jubel der gesammten Hupfaufs! und ich nahm die Lehre mit: Das nennen die Lauf'ls: Einem was anhängen!

Die Partie Whist wurde endlich arrangirt. Der Tisch war eigentlich ein Dreieck, welches einige Verlegenheit in die Situation der vier Spielenden brachte. Madame Hupfauf aber placirte uns ganz genial: sie und Herr Hupfauf besetzten die beiden Katheten des Tisches, Herr Widderspeck, der Pränumerantenpresser, saß an der Spitze des Triangels, und ich bekam die breite Seite, ich occupirte die Hypothenuse. Dafür aber, das ich einen solchen großen Spielraum gewann, wurde mir Mali Hupfauf rechts als Ablatus beigesellt, und links siedelte sich das junge Genie, Lauf'l genannt, mit aller Grazie seines unbefangenen Wesens an.

Das ganze Sternbild zeigte ungefähr folgende Gruppe:



„Spielen wir um einen schwarzen Fisch (Groschen) oder um einen weißen Fisch?" sagte Madame Hupfauf; ich blinzelte Mali an und sagte: ich gewänne gerne einen Weißfisch. Mali schien von dieser bedenklichen Artigkeit ganz erbaut.

Das Spiel begann. Herr Hupfauf hatte die süße Angewöhnung, nicht nur beim Kartengeben, sondern auch beim Ausspielen sich jedes Mal den Finger mit der Zunge zu benetzen, was zwar bei dem innigen Aneinanderhalten der Karten nicht ganz überflüssig, aber nichtsdestoweniger ganz unappetitlich war.

In kurzer Zeit hatte ich die Bemerkung gemacht, daß Herr und Madame Hupfauf, wenn sie zusammenspielten, sich eine Einverständigungsweise gemacht hatten, vermöge welcher sie sich anzeigten, wie und was sie spielen sollten. Wenn Herr Hupfauf die auszuspielende Karte im Ausspielen hoch erhob, so war das ein Zeichen, daß das die carte forte

war; wenn er denn Trik, den sie machte, noch ein Mal auseinanderschob, um zu sehen, wie die Karte liegt, so mußte sie dieselbe Farbe nachspielen: wenn er fragte: „Was ist Atout? Coeur?“ so war dies ein Zeichen, daß er in Coeur renonce war; wenn er eine Karte hervorzog und sie versteckt in der Hand hielt, wie zum Hingeben bereit, so mußte sie Atout spielen u. s. w.

Ich, der Patzer von Gottes Gnaden, hatte einen schweren Stand, mein Partner, Herr Widderspeck, der die Spitze des Delta einnahm, hatte die angenehme Mission, alle Karten, die gespielt wurden, und die an der Eckseite des Tisches zu Boden fielen, aufzuheben und sich jedesmal die Spitze des Tisches an den Nabel zu stoßen; er hatte die Gewohnheit, zwischen jedem Worte die Redensart: „Natur!“ einzuschalten. Wenn ich Pique-Zehn spielte, so fragte er immer: „Pique-Zehn?“ Natur! So recht!“ Dann stach er ein, spielte Pique-König nach, und wenn ich ihn durchließ, rief er wieder: „Laschiren! Natur!“ — „Laschiren“ hieß bei ihm nachlassen, wahrscheinlich von „Lacher.“ — Er spielte aus und sprach: „Die Dame ist zu nehmen! Natur!“ Worauf ich Mali in die Seite stupfte und wiederholte: „Die Dame ist zu nehmen! Natur!“ Am Ende sagte er: „Wir haben den Trik! Natur!“

Während des ganzen Spiels machte sich Lauf'l nicht nur neben, sondern auch auf mir sehr bequem, er siedelte sich auf meinen Rücken förmlich an, wohnte

abwechselnd auf meinen Schultern, und machte zuweilen Ausflüge nach meinen Ohren, die er zupfte, oder er steckte den Finger gar gegen meine Wange, rief dann: „Herr Saphir!“ Und wenn ich den Kopf wandte, so stach mich sein Finger in die Wange. Zuweilen rief er auch meine Karten aus: „Der Herr Saphir hat Treff-Aß und Treff-König!“ wobei Madame Hupfauf bedeutend lächelte.

Herr Widderspeck hatte bedeutendes Malheur! Alle Augenblicke schrie der Pränumeranten-Presser: „Nein! so ein Pich (Pech)-Vogl wie ich bin! Lauter leere Blätter, in allen Blättern nichts als einen einzigen Buben!“ Besonders Angst hatte er, daß man renonce machen könnte, welches er „Farb zulaugnen“ nannte. Er rief immer dazwischen: „Haben Sie Farb' zugelaugnet?“ „Sie müssen Treff zulaugnen!“

Wenn Herr Hupfauf seine Zeichen zu geben vergaß, so war Madame Hupfauf in großer Verlegenheit, was sie spielen soll und schrie: „Ich weiß nicht, was ich schlagen soll?“ wobei ich mit einem bedeutenden Blicke auf den ungezogenen Lauf'l fragte: „Sie wissen nicht, was sie schlagen sollen? Ich könnt's Ihnen sagen!“ Wenn sie schlecht ausspielte, warf Herr Hupfauf einen grimmigen Blick auf sie, und sie sagte dann: „Ich hab' mich verzogen!“ wobei ich wieder auf Lauf'l sah und Mali fragte: „Die Mama hat wohl auch den Lauf'l verzogen?“

So mit unendlicher Grazie würgten wir sechs Rubber Whist hinunter, es war indessen 7 Uhr Abends geworden, und ich sagte: mein Beruf nöthige mich, in's Theater zu gehen. — Mein Lebtag habe ich von meinem Berufe noch nicht so viel Freude und so viel Nutzen gezogen.

Zum Abschiede mußte ich versprechen, bald wieder zu einer Partie Whist und zu einer „Wurzelsuppe" zu kommen; Mali gab mir einen fetten Blick mit, Lauf'l bohrte mir den Finger noch ein Mal in die Wange, und so ging ich, um eine Wurzelsuppe reicher und um neunzehn schwarze Fische ärmer.

Ich als Geheimschreiber.

Diese Humoreske (Fragment) behandelt in veränderter Fassung denselben Stoff wie das Genrebild „Ich als Briefsteller der Liebe und Eifersucht“ III. Serie, 2. Band, pag. 41 ff.

Zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, zur Zeit, als die Stadt Wien, die da liegt jetzt am Ufer eines Baches und am Fuße eines Berges, noch bewohnt war von jenen reinen, unschuldigen Geschöpfen, welche in der Blumensprache nur unter dem lateinischen Namen: „Wiener“ bekannt sind und von welchen das Femininum „a Weanerin!“ genannt wird; als noch die schönen „Götter Griechenlands die Welt regierten,“ namentlich die „Censur“ und „Herr Sartori,“ die Beide schon gestorben sind, obschon ich nicht dafür Bürgschaft leiste, daß Eins von ihnen nur scheintodt ist; zu jener Zeit, als die Stadt Wien noch nicht gegessen hatte von dem Erdäpfelbaum des Gerichts-Erkenntnisses, zu jener Zeit, als jeder Wiener noch war ein „Adam au naturel in der Paradeis-Sauce“ und jede Wienerin die zartmürbe „Rippenspeer“ ihres Mannes; zu jener Zeit,

wo die Wiener noch von keiner andern „Schlange“ aufgereizt wurden, als von der, welche sagte: „Mensch, friß' oder stirb!“ zu jener Zeit, es waren grade einige Meilen vor der März-Revolution 1848, die Luft war klar, der Himmel heiter, der Mond hatte noch das große Loch erster Klasse und Herr Dr. Ebersberg den rothen Adler vierter Klasse nicht; die Briefmarken waren noch nicht erfunden und Hansjörgel von Speising war noch keine Staatslaterne, die Dankadressen hatten noch keine Zähne und Stametz-Mayer war noch in Penzing nicht Cicero; die Fleischtheuerung war noch nicht definitiv und Herr Laube noch infinitiv; kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als sich die Wiener noch nicht von Herrn v. Tausenau die pragmatische Sanktion zerreißen ließen, sondern noch mit frommer Einfalt an der historischen Berechtigung festhielten, Freitag müsse man nur im „Fischtrügerl“ essen; als sie noch ferne davon waren, an der Offenbarung „Buchheim und Falkes“ über die drei Farben „Roth-Schwarz-Gold“ Stein und Bein zu glauben, sondern als sie noch gar nicht ahnten, daß Deutschland je eine eigene Couleur hatte, zu jener Zeit, als sie noch die Kunst nicht lernten, in drei Tagen so zu altern, daß sie kein Mensch mehr wieder erkennt und dann in drei Jahren wieder so zurück jung zu werden, daß man ordentlich glaubt, es wären wahre Wickel-Kinder; endlich aber und also kurz, zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, als die Wiener noch nicht

zu unterscheiden wußten zwischen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und der „Independance,“ als sie noch nicht wußten, daß die „Musik“ vom Himmel auf Erden geschickt wurde, um das Alter ego der Katzen die Stimme des Volkes auszudrücken, sondern als sie steif und fest daran glaubten, die Musik sei von einem zu Arrest verurtheilten Genius in seinen Mußestunden verfertigt worden, damit die Wiener einen Sinn mehr als alle andern Menschenkinder haben sollen, nämlich: Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken, Riechen und Leierkästen! Als sie noch nicht ahnten, daß der Mensch Nationalgardist sein muß, daß sich seine Frau mit einem Calabreser verbrüdere; als sie noch nicht wußten, daß die Volksbewaffnung das einzige Mittel ist, ruhig zu Hause zu bleiben, weil man sich nicht getrauen darf, vor die Thüre zu gehen, um „niedergewalkt“ zu werden, sondern als sie es noch der „Theaterzeitung“ auf's Wort glaubten, daß der Bau des „Odeons“ Wien zur Nebenbuhlerin Roms u. s. w macht; also kurz und gut und am endlichsten: zur Zeit, als es noch Wiener gab auf Erden, im Himmel und im Elisium und nur in der Hölle nicht, denn was die „Braten“ anbelangt, so sagen die Wiener: „die muß man nur beim „Lamm“ oder beim „Domayer“ genießen;“ zu jener Zeit lebte auch ein Mann im Lande Wien, der hieß Hiob: seine Feinde und Neider aber gönnten ihm diesen frommen Namen nicht, und nannten ihn Saphir; derselbe Mann war schlecht

und gerecht, gottesfürchtig, meidete das Böse und seine Wege waren fromm vor dem Herrn, wenn auch nicht vor der Frau; und er war reich und herrlich, seines Vermögens waren sieben Schreibfedern, fünf Tintenfäßer, drei Buch Medianpapier, und er erzeugte viel Aufsätze und Rezensionen. Und da kam ein Druckerbursche und brachte die Nachricht: „Deine Aufsätze waren gesetzt, da fiel die Censur über sie her und schlug sie mit der Schärfe des Rothstifts," und da dieser noch redete, kam ein zweiter Druckerjunge und sprach: „Ein Strich fiel herab vom Himmel und verzehrte Deine Kritik!" Da stand Hiob auf, zerriß seine Schreibermel und fiel hin auf die Concession zu seiner Zeitschrift und sprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's gestrichen!" und bei alledem sündigte Saphir-Hiob nicht und that nichts Thörliches wider die Censur.

Dieser fromme und gerechte Mann ist der Schreiber dieser Zeilen, der da lebet jetzt und hat seine Hütte und ihr Herz aufgeschlagen gegen Morgen im Gebiete Baden, welches liegt nordwärts vom geselligen Vergnügen, und grenzt gegen Süden an den Belagerungszustand, und wird im Osten von hohen Bergen geschützt gegen Concertgeber und rauhe Winde, und liegt gegen Westen freundlich offen dem einwandernden Staub aller gesegneten Länder

Aber dazumalen, als die Begebenheit vorfiel, die wir unsern geliebten Lesern erzählen wollen, damals lebte ich, — ich Hiob und Saphir, — in Wien, und

bewohnte die Straße der Frommen, die „Himmelpfortgasse,“ die grade zum Himmel führt, denn in ihr findet man das „Münz-Amt“ und das „gerupfte Geflügel!“

Ich wohnte also in der „Himmelpfortgasse,“ in dem Eckhause, welches an den allgemeinen Versorgungsplatz,“ an die „Seilerstätte“ stößt, nicht weit von dem überirdischen Gang (Karolinenthor), welchen Schmeichler ein „Thor“ nennen, der aber nichts ist, als ein Loch, um welches man Ziegel gegossen

Es ist meinem Leser, und der Welt noch gewisser höchst interessant, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie mein Zimmer beschaffen war

Es war Europa im Kleinen.

Es hat einmal mein verstorbener würdiger Freund Csaplovich eine Beschreibung von Ungarn herausgegeben, in welcher er Ungarn „die Welt im Kleinen“ nannte, die „Ketskemeter Haide“ ist die amerikanische „Pampas“, der Platten-See das mittelländische Meer, der Neusiedler-See der große Ozean, Chemnitz und Cremnitz Peru, die „Matra“ der „Chimbarosso“ u. s. w

Nach diesem Maßstabe war mein Zimmer ganz Europa im Kleinen. Ein „Divan“, das war die „Türkei“, ein „Warschauer Schlafrock“ auf demselben, das war Polen, und die aufgegangenen Nähte unter den Armen zeigten den Moment an, wo Polen in Rußland aufging. Mein Tintenfaß war das „schwarze Meer,“ die „Sandbüchse“ bedeutete Preußen in dem

Moment, wo aller Sand, den es in die Augen streut, zurück in dasselbe fällt; eine Stange Siegellack bedeutete die „rothe Partei" in Europa, mit der man am Ende immer schön petschirt ist; eine Papierscheere, deren zwei Theile auseinanderfielen, und die immer nur dann vereinigt wurden, wenn etwas zu zerschneiden war, war der gewisse „Dualismus;" ein großes Federmesser mit acht Klingen, die alle schartig waren, mit einem Pfropfenzieher, dem die Spitze fehlte, mit einem Feuerstahl, der herausgefallen war, mit einem Pfeifenbohrer, der zur Hälfte abgebrochen war, und mit einer Radirscheibe, welche wackelte, war das vereinigte Deutschland, wie es eben Toilette macht, um gegen eine Note von Palmerston zu protestiren; ein Bündel Papiere, niedergehalten von einem Briefbeschwerer aus Gleywitzer Hufeisen, war Hamburg, in dem schönen Augenblicke, wo in ihm aller Standes-Unterschied zwischen „Mir" und „Mich" und „Dir" und „Dich" aufgehoben wird, u. s. w. — u. s. w. —

In diesem Zimmer, in diesem Europa im Kleinen, in diesem Mikrokosmus des Makrokosmus, saß ich eines Vormittags, und wartete auf einen Besuch, auf einen Besuch der Musen nämlich. Die Musenkinder sind bittern Täuschungen ausgesetzt, sie warten auf die Musen, und wer kommt? ein Gläubiger, die zehnte Muse! Die Musen kommen nie, wenn sie gerufen werden, die Gläubiger ruft man nie, wenn sie kommen.

Es sind recht ungezogene Rangen die Musen, sie

sollten doch einmal besteuert werden! Sie lassen auf sich warten, oft Tage lang, Wochen lang, und kommen nicht, und dann wieder, grad wenn man schon die Thür in der Hand hat, um auszugehen, wenn man eben zu einem Diner eingeladen ist, im wilden Wald u. s. w., da überfallen sie Einen plötzlich, ohne sich erst ansagen zu lassen

Ich wartete also auf die Muse, es wäre mir schon Alleseins gewesen, was für Eine, wegen meiner auch die Muse der Tanzkunst, ich hätte mit ihr gepolkt! —

Da kam mein Bedienter, mein Joseph, und sagte: „Euer Gnaden, es ist eine Dame da, die Euer Gnaden sprechen will.“ — Ich sah ihn an, und er erwiederte: „Ich weiß nicht, Euer Gnaden, sie ist verschleiert!“ Aus dieser Antwort können meine verehrten Leser ermessen, was für ein Denker mein Joseph war!

Ich muß den verehrten Leser bei dieser Gelegenheit auch darüber beruhigen, daß ich mich „Euer Gnaden“ tituliren lassen, in einer Zeit, wo alle „Gnaden“ abgeschafft wurden; allein der Leser fürchte nichts, und besonders der „Abonnent“ nicht, es ist nicht nöthig beim Abonnement: „An Seine Gnaden den „Humorist,“ zu schreiben, es genügt die einfache Zuschrift: „Herr Humorist, anbei erhält er das Abonnement auf zehn Jahrgänge, wofür er mir das Blatt zuzuschicken hat u. s. w.“

Aber glauben Sie mir, meine lieben Leser, mein Bedienter hat mich nicht gleich, als er bei mir eintrat,

„Euer Gnaden" titulirt. Erst als ich ihm zehn Jahre lang treu und ehrlich gedient hatte, und er durch Beweise überzeugt war, daß ich den Titel „Euer Gnaden" verdiene, gab er mir diesen Titel, — nehmt Euch ein Exempel d'ran!

Also eine Dame, eine „verschleierte Dame!" Sollte es die erwartete Muse sein?

„Bitte die Dame, einen Augenblick sich im ersten Zimmer niederzulassen, ich stehe gleich zu Diensten "

Man muß sich ein Bischen zusammenstampern, wenn Einen die Muse in Person besucht, die Musen sind auch Frauenzimmer, und selbst wenn sie noch so dicht verschleiert sind, sie sehen doch auch auf die Außenseite, sie sind eigentlich für's Innere angestellt, aber sie beschäftigen sich auch mit dem Aeußern.

Ich war endlich mit meinem Aeußern insoweit fertig, daß ich faute de mieux, damit zufrieden war, schellte und ließ die Muse einführen.

Der erste Anblick der Dame schon überzeugte mich, daß dies keine Muse ist, wenigstens nicht die der schwindsüchtigen Flöte: Euterpe, die Musen sind gewöhnlich schlank, schmächtig, ja ich kenne Dichter, denen sie sich ganz zaundürr zeigen.

Die Dame aber, die in mein Zimmer trat, war, wenn es doch eine Muse sein sollte, gewiß die „Muse des Molleten " Eine sehr üppige Gestalt, eine klassische Büste auf romantischen, lebenskundigen Hüften kühn und leicht gewiegt, trat mir entgegen, und der sicher-

gesetzte Schritt ließ mich erkennen, daß es kein Mädchen ist, die mir als Muse erscheint. Der sehr elegante Anzug verrieth Geschmack und trug den Charakter der Entschiedenheit, des mit sich Einigseins über das, was diesen Formen angezeigt ist. Ein weißseidener Aimé saß wie thronend auf einer Fülle von schwarzen Haaren, die in buschigen Ringen hinwegrollten, und ein dichter Schleier fiel bis über das Antlitz herab, so dicht, daß kaum zwei Augen wie Sprühteufel durchleuchteten.

Sie grüßte mich leicht und mit Anmuth, und indem sie einen kleinen, schwarzen venetianischen Fächer, mit Gold gestickt, halb entfaltete, sagte sie: „Herr von Saphir, können Sie mir wohl eine starke Stunde Zeit schenken?"

Ich erwiederte mit allem Zauber meiner naiven Kindlichkeit: „Mit Vergnügen schenk' ich liebenswürdigen Frauen eine starke Stunde, und sollte ich auch nur eine schwache Stunde dafür zurückerhalten."

Sie warf den Kopf auf eine leichte Weise, aber graziös etwas zurück, welches eben so gut sagen konnte: „Wenn's weiter nichts ist als das!" als auch: „Das ist stark!"

Ich bat sie, auf meinem vis-à-vis sich niederzulassen, und nachdem sie mich einlud, mich neben sie zu setzen, sagte ich ihr: „Meine schöne gnädige Unbekannte, wollten Sie nicht gefälligst diesen Schleier von Ihrem Antlitze nehmen und auf das meinige werfen, ich glaube, das wäre für beide Parteien vortheilhaft."

„Nein," sagte sie, indem sie den Schleier noch ein Bischen tiefer herabzog, „ich bin nicht so selbstsüchtig!" Ich fühlte die Ironie und das gefiel mir noch mehr. Sie fuhr fort: „Eine besondere Angelegenheit und ein ganz besonderes Zutrauen, welches ich zu Ihnen aus Ihren Schriften gefaßt habe, führt mich zu Ihnen."

Als das „verschleierte Bild von Sais" neben mir auf meinem vis-à-vis saß, entspann sich folgendes Gespräch:

Sie. Entschuldigen Sie, ich bin eine Witwe.

Ich. Meine Gnädige, da hab' ich nichts zu entschuldigen, wenn der Herr Verstorbene es entschuldigt, mir ist's nicht im Mindesten unangenehm.

Sie. Haben Sie etwas gegen Witwen?

Ich. Ich? Tout au contraire im Gegentheil! Ich hab nichts gegen Witwen, vielmehr aber für Witwen einzuwenden.

Sie. Ich finde für nöthig, Ihnen im Voraus zu sagen, daß ich Witwe bin, bevor ich Ihnen später ein Weiteres mittheile.

Ich. Erlauben Sie auch mir, meine schöne Witwe, ich finde auch für nöthig, Ihnen im Voraus zu sagen, daß ich ein Junggeselle bin, bevor ich Ihnen vielleicht später etwas Näheres mittheile.

Sie. Sie sind nicht recht gescheidt.

Ich. Ja, ich bin leider gescheidt.

Sie. Gut. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht zu lang in Anspruch nehmen, und kurz sein.

Ich. O, ich bitte ergebenst, seien Sie so lang als Natur, Wuchs und gutgesinnte Anatomie erlauben, mir kommen schöne Frauen gar nie zu lang vor, außer lebensgefährlich! Uebrigens ist eine Zeit gar nicht kostbar! An unserer Zeit ist nichts Kostbares, und soll ich grade eine Extra-Zeit haben? Uebrigens in angenehmer Gesellschaft kömmt die Zeit sehr zur Unzeit.

Sie. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst 22 Jahre alt und schon seit zwei Jahren Witwe bin.

Ich. O, nicht so sehr; ich würde mich mehr wundern, wenn Sie erst zwei Jahre alt und schon 22 Jahre Witwe wären.

Jedoch es würde den Leser zu sehr ermüden, wenn ich unser Gespräch buchstäblich wiedergeben wollte, und da dieser Aufsatz kein modernes Lustspiel sein soll, in welchem der Dialog den Hauptreiz ausmacht, so werde ich bloß das Stoffliche der Sache gedrängt mittheilen. Sie war Witwe, so viel ist gewiß, nicht nur provisorische Stroh-, sondern definitive selige Witwe! Sie wurde von ihren Eltern gezwungen, einen reichen, ältlichen Mann zu heirathen.

Einen „ältlichen" Mann! Das ist das Schrecklichste der Schrecken! Ein alter Mann ist ein Adonis gegen einen ältlichen Mann! Die jungen ältlichen Männer und die alten jugendlichen

Männer, die sind zum Unglück des weiblichen Geschlechts geboren!

Einen alten Mann kann eine junge Frau überlieben und überleben! Einen alten Mann muß man ehren, und das erste Zeichen der Ehre ist, daß man Einen — sitzen läßt! Ein alter Mann ist an einer jungen Frau eine Anziehungskraft mehr; sie kann ihn mit zu ihren Reizen zählen, sie kann ihn im Nothfall so quasi als lebendige Entschuldigung vor Gott und Menschen herumführen; ein alter Mann an einer jungen Frau ist nichts als ein Täfelchen an einer Blume in einem botanischen Garten, es ist nicht seinetwegen da, sondern bloß, damit man wisse, unter welchem Namen man sie zu suchen habe

Aber ein „ältlicher Mann" ist ein Herzknacker, ein Schönheitszerbrecher! An einem ältlichen Mann hat die Frau des Morgens ein flennendes Kind, des Mittags einen hinfälligen Greis und des Abends ein altes Weib. Ein alter Mann weiß, er ist alt und seine Frau ist jung, ein ältlicher Mann glaubt, er ist jung und seine Frau ist alt! Ein alter Mann ist heiter, er fürchtet das Altwerden nicht mehr, ein ältlicher Mann ist stets verdrießlich, er fürchtet das Altwerden, er geht beständig mit dem Faltenverscheucher herum! Ein alter Mann hustet, ein ältlicher Mann hüstelt; und man frage die Frauen, was ihnen lieber ist, ein Mann mit einem ehrlichen, ausgesprochenen, entschiedenen Husten, daß die

Wände zittern, oder ein Mann mit einem ewigen Hüsteln, mit diesem aufreibenden übeln ewigen Seufzen einer langsam hinfaulenden Lunge, die mit dem Kuß schon die Fäulniß einimpft. Ein alter Mann hat Augenblicke, in welchen er jung ist, jung wird, ein ältlicher Mann ist immerfort ältlich, ununterbrochen ältlich!

Es war also eine Witwe, und da jedes Ding einen Namen haben muß, eine Witwe aber allerdings auch ein Ding ist, und oft sogar ein kurioses Ding, so wollen wir sie Witwe Karoline nennen; indem wir den Leser versichern, daß sie in der That nicht Karoline hieß.

Karoline hatte also einen ältlichen Mann geheirathet, der ein großes Vermögen besaß, d. h. in Gold und Gut. Nachdem sie zwei Jahre alle Süßigkeiten dieses Vermögens durchgeschmeckt hatte, und er immer oft ein Auge zudrückte, drückte sie ihm endlich beide zu, er ging ein zu seinen Vätern, und sie zu ihrer Mutter, um einen kränklichen Mann ärmer, und um ein gesundes Vermögen sammt einem Witwen-Titel reicher.

Schöne Witwen mit Geld sind ein Artikel, der zwar im Conversations-Lexicon nicht zu finden ist, dort auch nicht gesucht wird, um den sich aber doch die Conversation mit Fleiß und Ausdauer dreht, und der den Finder stets, wenigstens zur Hälfte, redlich belohnt.

Karoline hatte 22 Monate lange allen Werbungen

widerstanden, sowohl den schriftlichen und mündlichen, als auch den öffentlichen in den Anzeigeblättern der Residenz; aber jedem Herzen schlägt seine Stunde!

Es war auf dem „Juristenball," wo Einer kurzen Prozeß machte mit diesem Herzen im Prachteinband einer schönen Witwe, und mit dem Goldschnitte eines großen Vermögens!

Ein Jünger der Themis war es, der das hochnothpeinliche Halsgericht studirte, und der die Constitutio criminalis Carolina über einer anderen Karoline vergessen sollte oder wollte! Ein Blick des jungen Rechtsjüngers genügte, um das Herz der Witwe zu durchbohren, es war ein Justizmord!

Witwenherzen fangen geschwinder Feuer als Mädchenherzen, sowie ein Licht, das schon einmal gebrannt hat, leichter anzuzünden ist, als ein noch nicht angebranntes.

Karoline fing Feuer, brannte, glühte, flammte, loderte. Der junge Priester der allein zweizüngigen Wage der Gerechtigkeit liebte schon eine Andere! Aber demungeachtet liebte er auch nachträglich Karoline. — Das ist die irdische Gerechtigkeit!

Er sagte Karolinen nichts von dieser Liebe „avant la Witwe", das Vermögen Karolinens hatte wahrscheinlich einige Rechtsgründe mehr für sich, und die Expensen-Note seines Herzens fand sich besser bei der reichen Witwe.

Er liebte die Witwe und liebte auch sein Mädchen. Liebe in der ersten und zweiten Auflage!

Lange wußte Karoline nichts von diesem Dualismus des jungen Rechtsgelehrten, den wir Edmund nennen wollen. Endlich erfuhr sie es, stellte ihn zur Rede, er entschuldigte sich; sie erfuhr es abermals, unbekannt mit dem Rechts-Grundsatze, daß man wegen einer Anklage nur einmal vor Gericht gestellt werden kann, überging sie das „non bis in idem" und setzte ihn wiederholt in Anklagestand. Edmund besaß das unwiderleglichste remedium juris: Geliebt-sein! Daran scheitert Alles! Er betrog sie, aber dieses Mittel half immer!

Da schritt eine dritte Macht bewaffnet ein! Das Mädchen nämlich, welches historische Berechtigung auf das Herz Edmunds zu haben glaubte, das ihr Liebe schuldig war. Edmund gestand zwar seine Schuld ein, er sei ihr Liebe schuldig, er nahm aber das „Beneficium particularis solutionis" in Anspruch, wollte ihr seine Liebe in zeitweisen Raten abzahlen, sie aber bestand auf gänzlicher Deckung.

„Eifersucht, die wilde Hyder", wie sie im „Lied vom Frauenherzen" titulirt wird, Eifersucht aber warf den Feuerbrand in die Brust beider Clientinnen des armen jungen Rechtsgelehrten.

Karoline hatte eben einen Brief von Amalia bekommen (so hieß das Mädchen), ein Brief, in welchem Glut und Wuth von Liebe und Eifersucht,

Alles, was nur das Herz an wilder Leidenschaft in barer Münze vorräthig hat: Melancholie, Phantasie, Ironie, nur keine Ortographie.

In diesem Briefe lagen einige Kinder, d. h. einige schreiende Beweise von Edmunds Liebe zu Amalia, d. h. einige Briefe, Kinder der heißesten Sehnsucht, Kinder, gewickelt in Eide und Schwüre und gewiegt in der Wiege der innigsten Zärtlichkeit. Eines dieser Kinder aber war das jüngste Kind dieser schriftlichen Treue und Liebe, und in diesem jüngsten Briefe behandelte der junge Hugo Grotius das Recht beider Damen auf ihn, theilte es in ein formales und in ein dogmatisches ein, und in diesem Briefe war seine Liebe zu Karolina als eine formale oder eigentlich bloß als eine formlose geschildert, alle Realität war ihr abgesprochen, die Witwe war bloß ein Epigon seines Herzens, es machte ihm Spaß, er konnte nicht grausam sein u. s. w., und Amalia wurde als Alleinherrscherin seines Herzens proklamirt.

Dieser Brief war für Karoline eine Pandorabüchse, aus der alles Unglück für sie hervorquoll, und am Boden blieb nur — die Hoffnung einer kleinlichen — Weiberrache!

Zu diesem Zwecke wollte sie vor Allem einen Brief an Edmund schreiben, einen Brief! Einen Brief, der aller Briefe Brief werden sollte! Eine kleine Bombe, die in's Herz fällt und unverlöschliche Verheerungen anrichtet! Einen Brief, mit aller Glut der

Liebe gefüllt, mit Schwärmerei, Raserei, Beglückung, Verzückung u. s. w. Kurz, einen Brief, der das Herz aus den Angeln hebt, und es wie ein Baumblatt umtreibt; einen Brief, der alle Sinne wirblich machen sollte; und zum Schreiber dieses herzgrundaufwühlenden Briefes hatte die Witwe mich erkoren! Ich sollte die Bombe füllen mit gehacktem Blei und brennendem Vitriol! Ich, meinte sie, nur ich habe ein solches „Concept"!!! . . . .
. . . .

Dummer Brief an die „wilde Rose.“

„Das Leben ist doch schön, o Königin!“
(Der Marquis von Posa.)

Wenn schon der Marquis von Posa, der nicht in unserer Zeit gelebt hat, sagte: „Das Leben ist doch schön!“ was soll ich erst sagen, der ich ja in unserer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal schön wär', was wär's dann?! Angenehm ist's nicht, gescheidt ist's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, also muß es wenigstens schön sein, damit es Jemand lieben kann!

Aber wer liebt Jemand lange wegen seiner Schönheit? Unser Leben ist schön, aber sonst nichts, — ich möcht's nicht heirathen!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich fast, Sie werden bei näherer Besichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie sehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwissenheit ist das halbe Lebensglück! „Das Wissen ist der Tod" — folglich ist die Unwissenheit das Leben, und das Leben ist schön!

Wer wissen will, muß studiren, wer studirt, verdaut schlecht, wer schlecht verdaut, hat einen schlechten Magen, wer einen schlechten Magen hat, dem ist das Leben nicht schön, folglich muß man durchaus nichts wissen, um das Leben schön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne studirt zu haben! Darin unterscheidet sich das Genie vom Talent, — das Talent studirt zehn Jahre, und weiß dann nichts, das Genie studirt gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie diesen „dummen Brief" lesen, süße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wissen, ob ich gescheidt bin oder dumm, und Sie sollten doch wissen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verstand geraubt!

Aber die Rache ist nicht ausgeblieben! Die Nemesis verschont keinen Saphir, keinen Napoleon und keine „wilde Rose!" Weil Sie mir den Verstand geraubt haben und Ursache sind, daß ich nicht anders als dumm schreiben kann, sind Sie bestraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie sind bei mir, wo ich bin und geh' und steh' und sitze! Geschieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe so mir nichts Dir nichts

Privat-Verstände rauben und sich damit aus dem Staub machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verstand nur eine Minute lang aus den Augen gelassen? O ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeschaffenheit so schlecht ist, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt ist und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann hab' ich 15 Jahr gehofft, es wird in der Welt besser werden, die sind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahr lang gestrebt, ein vaterländischer Schriftsteller zu sein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechnen? 5 Jahre wenigstens hab' ich — gut zusammengerechnet — zugebracht, die Musik in den Zwischenakten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um schlechten Schauspielern beweisen zu wollen, daß sie keine Götter sind; — heißt das gelebt?

Also wenn man diese Jahre zusammen in der Summe von

39 Jahre und 14 Tage

von 56 Jahren abrechnet, so bin ich im Grund ein Jüngling von 17 und 18 Jahren! Und soll ein Jüngling zwischen 17 und 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entsetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum ersten Male in der Rofranogasse sah, da wurde ich gleich dumm! —

Ich bitte den Leser zu lesen: „Rofranogasse,“ denn wenn ich schreibe: „Rofranogasse“, wird der Leser gewiß lesen: „Paniglgasse“, und eine schöne Frau, die in der „Paniglgasse“ wohnt, könnte mir was nachtragen. Ich bitte den Leser überhaupt in meinen Aufsätzen nichts zu lesen, als was ich schreibe, und nichts zwischen den Zeilen zu lesen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld gibt, so such' ich auch zwischen diesen Gulden nicht noch ein paar Groschen; das wär' schmutzig!

Also es war nicht die „Paniglgasse“, sondern gewiß die „Rofranogasse“, in der ich Sie, meine Angebetete, zum ersten Male sah, und da hab' ich gleich den Verstand verloren!

Nun bin ich schön d'ran! Meinen Verstand hab' ich nicht, und Sie sehen, in die Rofranogasse geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht sagen, Liebreizendste aller Verstandes-Räuberinnen, wie lang' ich Sie nicht sehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht sehen werden, weiß ich: nie! Sie sehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl Ihrer lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach, Sie haben leider den Verstand noch nicht verloren! —

Sie nicht sehen! In dem Gedanken ist Botany-

bay! — Sie nicht in der Ferne sehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verstand wiederfinden möchte, bloß um wahnsinnig werden zu können! Und doch seh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen" Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr Bild jeden Morgen die Auferstehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnsucht! Des Tages über stickt die Phantasie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung steht ihre Huldgestalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Nische!

Ohne Sonnenschein und Blumen ist mir die Welt; Lieder und Lenz sind entschwunden, die Erde ist welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne sind matten Blickes, die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der sehnsuchtsschweren Brust, und ein langer Zug leidtragender Gestalten in schwarzen Gewändern zieh'n die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnsucht! Wie belebt ist meine Einsamkeit von Gedanken, Träumen, Küssen, Liedern, Grüßen, Flatterwünschen, Luftbildern und holden Täuschungen! Wie weich und mütterlich schmiegt sich die Freundin Dämmerung um meinen Busen und streicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkosungen, mit

Tröstungen, mit der süßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wissen es nicht, daß und wie ich Sie liebe, und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen streift, ist's wie ein inhaltloser Blick, der über werthlose Dinge hinfährt und doch quillt in der Erinnerung auch ein solcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem schwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in mein Wesen, und ein wundervoller Schein verbreitet sich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entstehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigste, zarteste, heiligste Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet mit weißem, reinem Fittig, und zieht mich im Geiste zu Ihren Knieen nieder, und mein Sehnen löſ't sich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand Dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in stiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe Dich, ich bete Dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel strahlt in Milde, mit Lilienstäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für Dich im Herzen trage, ein leiser Ton frommer Glocken tönt's in mir und die Welt zerrinnt in eine namenlose Befriedigung!

Ja, süße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnenblick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirne wie eine Muse, und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Mad-

drigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, süße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wissen und zu wollen, mir den Stein der Weisen in die Seele gelegt: Die Liebe! Und wer liebt, ist weise und ist glücklich und ist heilig, ihm kann Menschenhand und Erdenweh seine Seeligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tausend Dank! Die Liebe ist des Lebens Weihe! Sie haben mir diese Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des Lebens goldene Kreise um Ihr Dasein ziehen, möge Abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte stehen, und ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen voll Edelgesteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und seine Braut auf Ihr keusches Lager ausstreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten lassen, was Sie nur lieben herzinnig und ersehen inbrünstig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Gespiele Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle süßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tische des Herrn vergossen haben!

Ach, meine süße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menschen die ganze Welt so leer erscheint, wenn ihm das Herz so recht voll ist; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenschaften, all' das Abspinnen von kleinlichen, zersplitterten Fühl-

nissen so wesenlos dünkt, wenn er in sich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all' sein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen ist aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen wie der Thau in die Muschel, und die da zur Krankheit wird, aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverschönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das „schwärmen!" Die arme, die armselige Welt! Die bedauernswerthe, kranke, sieche, hilflose Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichthum, den Genuß, den Rang, den Besitz, die Befriedigung, das nennen sie reell! und eine Minute kann sie tödten, ein Hauch kann sie fortwehen, ein Funke kann sie in Asche legen, ein Windstoß kann sie niederstürzen, ein kleiner Wurm sie entblättern, ein Uebernacht sie aus dem Dasein auslöschen, das nennen sie Wirkliches, Reelles! — und die Liebe, die da kömmt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menschenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling dringt, in einer Wiege, an welcher die Unsterblichkeit Wacht hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre spricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt, die uns Thränen gibt und Küsse und Lieder und Sehnsucht und tausend wundersame holde Phantasien und wesenlose Zauberspiele von Glühwürmchen und schaukelnden

Elfen und Zitherschlägern, das nennen sie Schwärmerei! Armselige Welt!

— Gute Nacht, süße Wunderfrau! ich sehe, wie der Milchbruder des Todes: der Schlaf, sich mit leisem Weben, in immer kleineren Kreisen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich sehe den zarten Augendeckel, welcher den schlafenden Demant bedeckt, ich sehe, wie des Wachseins letzte liebliche Regung um Ihre rosigen Lippen spielt, als wollte sie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtsein aus diesem Rubinglas schlürfen; von der Stirne ziehen weg die kleinen Lilien der Tagsgedanken, wie sich Blumen vor dem Abend flüchten; Dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine schlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenstille ist um Dein duftiges Lager, nur meine ehnsuchtsgedanken wandern leise durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor Dir und singt Dir zu:

Gute Nacht, schlaf' in Ruh',
Schließe sanft Dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an Deinem Bette wacht!

Lieb' an Deinem Bette wacht,
Lauscht auf Deinen Odem sanft;
Liebe singt Dir leise zu:
Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede drück' das Aug' Dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen sacht'!

Schöne Träume kommen sacht',
Wie Dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als sagtest selber Du:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Libation*) — der wilden Rose.

Aus der Knospe des Morgenrothes bricht die Blume des Tages und legt ihr rosiges Blatt über das blaue Himmelsauge, die Kinder Floras erwachen und lugen aus der grünen Erdenwiege der Mutter Sonne entgegen; die Mutter Sonne streut ihre goldenen Krönungsmünzen ringsum aus; mit marmornen Schultern steigt die blendende Schöpfung aus dem Bade niedersinkender Nebel; die Blüten, diese Gedanken der Bäume, richten sich empor, fühlend, daß sie durch die Sonne zu Thaten, zu Früchten werden; die Sängerin der Morgen-Messe, die Lerche, erhebt sich aus Staub zum Aether und jubelt ihr Gloria; zu mir auf den Gipfel des Berges schlagen die Wellen des Wiesenduftes und der Wälderfrische empor und ziehen mich und locken mich, und aus der Taucherglocke des über mir gewölbten Himmels stürzt mein Geist sich hinab, ein Taucher nach der Perle, die da unten tief ruht im Meere des Lebens, und diese Perle bist Du! Du Perle und Rose! Perle in meinem schmuckberaubten Leben,

*) Die Römer gingen an kein Geschäft, ohne zuerst ihren Göttern ein Opfer, eine Frucht, eine Blume, dargebracht zu haben — eine „Libation". S.

Rose in der Wildniß meines Herzens! Wilde Rose! Blasse Perle! Rose, auf welche die Perle meiner Thräne fällt, Perle, in der Rose meines Liedes gefaßt! Ferne Rose, mir aus dem Auge gepflückt, Perle, dem Blick mir entzogen, nicht bist Du dem Herzen, nicht bist Du der Liebe entrissen! Erinnerung, die liebliche Gespielin der Liebe, sitzt lächelnd neben mir, mit rückwärtsgewandtem Gesichte, und zeigt mir Dein Bild, und ihre Schwester, die Sehnsucht, führt Dich an unsichtbaren Fäden zu mir; an der Hand der wehmüthigen Muse trittst Du zu mir her und Deine würzige Lippe lispelt mir zu: Dein denket jetzt die wilde Rose!

Der Mittag deckt mit seiner Sonnendecke die strahlenmüde Erde zu, die Sonnenstrahlen liegen wie gelbe, geschnittene Garben auf Feld und Flur, die Blumen stehen unbeweglich mit heißfunkelnden Augen, die Wälder liegen schweigend, gedankenbrütend da, der schwüle Athem der Luft scheint gewittervolle Zukunft zu ahnen, der Schmetterling kreis't matt um die Rosen, auf deren Antlitz die treuesten Züge ihres Rosenlebens sich malen, die geflügelten Blumen, die Vögel, sinken abwärts und schließen den Kelch ihres Wohllautes, am Himmel ziehen mit schwerem Fluge der Wolken düstere Raben, und die Seele des Menschen fühlt sich matt und träge in ihrer schwülen Körperstube; das Licht ist ihr reizlos und die Rose ohne Duft und Schöne, und meine Seele badet sich auch dann im Lichte der Liebe, und die Erinnerung an Dich, Du wilde Rose, überdeckt

mich mit Duft und Blätterlicht und Glanzfülle! Ich sehe Dich, holde wilde Rose, so fern und so nah, die Du Mittags bist lieblich wie am Morgen, die Du bist Mittags übergossen mit Liebreiz und Anmuth wie am Morgen, und am Mittag der Demant Deines Auges mit seinem Strahl in's Herz mir funkelt wie am Morgen, obgleich ich Dich nicht mehr sehe, Du wilde Rose, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags!

Der Abend kömmt mit der Gießkanne milder Kühlung und begießt die ermatteten Rosen und erfrischt das Herzblatt hinsterbender Blumen; die Dämmerung, die blasse Freundin der Einsamkeit, die wehmüthige Vertraute der Liebe, des Glückes und des Leides, spinnt ihre weißen Fäden ab vom Rocken des entfliehenden Tages, und spinnt sie mit geschäftigem Finger um das Denken und Sinnen und Kosen der Pflanzen und Menschen; durch die grünen Dach-Jalousien der Bäume tröpfeln die letzten goldenen Strahlen des Tageslichtes, in der blauen umgestürzten Schale des Aethers hängt die volle Mondes-Rose, den Kelch nach abwärts geöffnet, und sub rosa tändeln durch den Abschiedstanz der Tagesstrahlen mit der kleinen Lichtkrone, und nach und nach wickelt die Dunkelheit Erde, Leben, Blumen, Menschen in ihre braunen Arme, und verhüllt sie dem Auge; aber auch aus dem Dämmerschein des Abends blühst Du meinem inneren Auge hervor, Du wilde Rose; aus dem Dunkel des Abends führt Dich meine

Phantasie als ein Lichtbild vor meine Seele; in dem fernen, lichtblassen Raume entdecket Dich meine Sehnsucht wie der Geist des Entdeckers seine in ihm rufende ferne Welt; ich sehe Dich auftauchen aus dem Dunkeln wie den Stern aus dem verfinsterten Himmel; ich sehe Dich Abends wie ein Lächeln, das mir den Abend macht zum Mittag, den Mittag zum Morgen, Du Blume meines Morgens, Du Demant meines Mittags und Stern meines Abends!

Die Mitternacht streckt ihre dunkle Hand über die Scheidemauer zwischen Heute und Morgen herüber; hinter dem Nonnengitter der Finsterniß sitzt die sinnende Schwermuth und senkt den düstern Blick; an dem Himmel blüht ein Lächeln nach dem andern als untertauchender Stern ab; die Erde hängt wie eine schlafende Centifolie im Raum und um die Schlafenden kreisen Planeten wie Schmetterlinge mit losem Flügelschlag; die menschliche Seele ruht aus von dem Nachtraben des Tages nach Wünschen und Hoffnungen; der Mensch steht vor seinem ruhenden Herzen wie vor dem stillen Ozean versunken in sich selbst; die Vergangenheit hängt vor uns wie das leere Kleid eines verstorbenen geliebten Kindes; der Milchbruder des Todes, der Schlaf, nimmt die Menschen auf in sein Barmherzigen-Institut, und die Träume gehen durch die verschlossenen Thüren der Sinne geräuschlos aus und ein und setzen Blumen vor die zugemachten Augenfenster, und bevölkern die Einsamkeit der Herzzelle mit Einwanderern aus dem

Reiche der Phantasie, des Glückes und der Erfüllung! Ich aber bin wach um die Mitternachtsstunde; mit mir wacht die Göttin, die den Wahnsinn gibt und die Begeisterung: die Liebe; die geschäftigen Cyklopen, die in meinen Gedanken tagsüber den Bedarf der Stunden hämmern, schweigen still, und die goldbeflügelten Bienen der Dichtung tragen von allen Blumen der Schöpfung die süße Beute mir ein in Herz und in Geist, und die süßeste Beute von Dir, Du wilde Rose, und meine Gedanken fliegen hin zu Dir und kehren honigschwer zu mir zurück, und erzählen mir Märchen von Dir und von Deiner Süßigkeit und gießen in die Feder mir tausend kleine Lieder der Sehnsucht, des Bangens, des Verlangens und der Verherrlichung; und so bist Du mir auch da nahe, Du Blume meines Morgens, Demant meines Mittags, Stern meines Abends, Muse meiner Mitternacht! —

Wilde Rose! Meine Muse, mein Genius, meine Offenbarung! Du tratst an mein Herz, als der Abend des Lebens kam wie der Engel des Herrn, und durch die schon halb zugemauerte Thüre fällt auf ein Mal Morgenlicht und Liebesstrahl und Liederduft und Jugendfrische und Sangeslust und Lebensschwung und Blütenfälle und wundersames Walten und Gestalten, und in den Tiefen fühl' ich Quellen springen, Gedanken rauschen, blühende Empfindungen aus den Knospen springen und junge Tage grünen!

Du Süße, Ferne, Nahe, Reizumflogene, durch

viele Räume seh' ich Dich leuchten wie Sonnenstrahl ob lachender Halde, und all' mein Sinnen und Fühlen und Trachten fliegt Dir zu wie Wandervögel, die singend unter Gewitterwolken ihrer Heimat zuziehen; und allen Lüften geb' ich Grüße an Dich mit, und in alle Ströme werf' ich Gesänge für Dich, und jeder ziehenden Nachtigall trag' ich für Dich auf süßes Klingen und singendes Träumen, und alle Minuten, die abwärts eilen, beschwör' ich mit Klagen und Trauerweisen, und in des Windes Wehen werf' ich Blätter, gestickt mit Sprüchen nnd Küssen und Herzgeständnissen, daß ein günstiger Zephyr sie kräuselnd zu Deinen Füßen niedersenke, zu Deinen Füßen, wilde Rose!

— Wilde Rose! Du hast ein Stück Frühling geworfen in die Winterlandschaft meiner Tage, Du hast eine Oase gezaubert in die Wüste meines Herzens, Du hast mir des Lebens Schöne wieder entschleiert, Du hast wieder strömen gemacht die verschüttete Quelle meines Busens; Du, holde Schenkin, kredenzest mir noch spät den Becher der Poesie, und einen Tropfen nur von Liebe hast Du hineingegossen aus dem dunkeln Feuerwein Deines Auges, und mich faßt des Zaubertrunkes lieblicher Wahnsinn! Dank Dir, ferne Rose, Dank Dir, daß Du den letzten Saum meines Lebens hast eingefaßt mit Purpur und Seide, daß Du an die Ausgangsthür des Daseins mir pflanztest das letzte Blümchen, das letztgeborne, geliebteste Kind meiner Empfindung! Dank! Dank!

Der Mensch zwischen zwei Kalendern.

Ist es einem Menschen schon eingefallen, sich am Vortage vom neuen Jahre zwischen die beiden Kalender vom verflossenen Jahre und vom zukünftigen Jahre zu stellen, und mit dem Seelen-Janusgesicht vorwärts zu schauen in die Zukunft, in dies reiche Indien der Hoffnungen und Wünsche, und zugleich auch rückwärts in den hinunterrinnenden Strom der Vergangenheit?

Stehen wir nicht in jedem Augenblicke auf einer solchen Messerschneide der Zeit? Tanzen wir nicht ewig und ewig auf diesem dünnen Zeithaar mit der Balanzirstange des Daseins? Wäscht denn nicht das ewige Meer der Zeit das Ufer der Zukunft ab und aus und schwemmt das Ufer der Vergangenheit höher an?

In jedem Augenblicke geht hinter uns eine Sonne nieder und eine Nacht auf mit kleinen fernen Erinnerungs-Sternen, vor uns aber eine Sonne auf mit ihrem Strahlenhofe von gold'nen Kammerherrnschlüsseln, die das Glück aufsperren sollen!

Hinter dem Menschen liegt eine Weltgeschichte mit ihren Millionen Repetitionsstrophen von Leid und Elend, und vor dem Menschen liegt die Weltkarte mit Millionen unentdeckten Amerikas, mit Millionen noch aufzufindender Glückseligkeitsinseln! Und alle die Millionen Schiffbrüchigen, welche die durchschiffte Weltgeschichte an den Strand der Erfahrung wirft, halten den Menschen nicht ab, sich in die vor ihm liegende Weltkarte zu stürzen mit dem Ausrufe: „Steure nur zu, muthiger Segler!"

Ach, welch' ein Unterschied zwischen dem Angesichte eines Kalenders vom nächsten Jahr und dem Angesicht eines Kalenders vom vergangenen Jahr!

Im künftigen Kalender sind noch alle Festtage roth angestrichen, alle Sonnen-Zirkel strahlend, jeder Sonntagsbuchstabe ein gold'nes ABC, jeder Bitt-Tag zugleich ein erfüllungsreicher, jede Himmelfahrt eine selige, die Finsternisse unsichtbar, nur die Vollmonde und die Frühlings-Anfänge in's Auge leuchtend, und die Namens- und Geburtstage hervortretend mit den bunten Lettern der Freude — und im Kalender des vergangenen Jahres alle Festtage durchstrichen, alle Freuden- und Lichtzeiten abgeblaßt, und nichts übrig als auf den eingeschalteten weißen Haushaltungsblättern die bittere Ausgabe von Schmerz und Leid, die Summen der getäuschten Hoffnungen, das Datum, an welchem alle Leiden wiedergekehrt und neue bittere Erfahrungen eingetreten sind!

Und nun gar, wenn man über fünfzig solche Kalender mit schwarzdurchstrichenen Festtagen hinter sich liegen hat, und in dem langen Corridor der Erinnerung bis zu unserer Kindheit nichts als schwarze Bilder und Schattenrisse dastehen und Einen anschauen und zu fragen scheinen: „Armes Kind, was hat man Dir gethan?" und wenn dieser Corridor nur bepflanzt ist mit Trauerweiden und Cypressen, und nur am ganz letzten Ende ein Lichtpünktchen ist, und in diesem Lichtpünktchen wir selbst en miniature — als Kind!

Wenn der Minsch eine solche lange Kalender-Allee zurückwandelt und jedes Jahr bezeichnet ist mit einem Setzling aus der Nadelbaum-Schule des Lebens, und die Bänke, die da stehen, nur geschnitzt sind aus dem harten Holze des Wanderstabes, und wenn man auf dem ganzen Rückpilgerweg nichts findet und aufles't als die eig'nen verlornen Stunden und Trümmer, zerschlagene Stücke von Jugend, Liebe, Hoffnung und tausend zerfaserte Fäden aus den bunten und flatternden Bändern, mit denen geschmückt man auslief und die von Gestrüpp und Nadelgezweig zerfetzt am Boden liegen blieben!

In solchen Buß- und Wallfahrts-Momenten, in welchen man die Schritte rückwärts macht, da nehme man es dem Herzen nicht übel, wenn es böses Wetter ansetzt, wenn aus dem Wetterwinkel des Herzens Gewölk heranzieht und sich wickelt um die zerbröckelten Ruinen von Gefühlen und Gedanken, und selbst die

wenigen Ueberreste von Empfindungen noch zu vernichten droht! Und doch ist's noch ein Glück, wenn der Mensch dem Sturme den Rücken kehren kann, wenn er vom Sturme vorwärts getrieben wird!

Im Sturme wird der Mensch oft inne, was er werth ist! Im Sturme, da wirft der Mensch allen Ballast aus dem untern Schiffsraum des Herzens über Bord, um das Herz zu erleichtern; im Sturme, da befreit der Mensch die lange gefangen gehaltenen Kräfte, und lös't die Ketten gefesselter Selbsttriebe, damit sie mitarbeiten, das Herz oben zu halten, und das erleichterte Herz wird selbst im Brechen von der Woge nur höher zum Himmel getragen!

Das Leben ist ein besonderes Gericht! Je mehr man davon genießt, desto hungriger ist man d'rauf, und je weniger man davon genießt, desto satter hat man es!

Und wie unglückselig ist es mit den Genüssen des Lebens bestellt! In der Jugend hat der Mensch den Hunger und nichts zu essen, im Alter hat er zu essen und keinen Hunger!

In der Jugend glauben wir an Alle, aber Niemand glaubt an uns, im Alter glaubt man an uns, aber wir glauben an Niemand!

Das Leben steht in einem dreifacher Schleier vor uns: die Vergangenheit in einem Witwenschleier, die Zukunft in einem Nebelschleier und die Gegenwart in einem Leichenschleier; den Mensch hat

keine Gegenwart als die Sekunde; die Gegenwart ist ein Kind, das in der Geburt stirbt! Darum ist der Mensch immerfort ein Leidtragender.

Aber eben weil alle Menschen in jedem Augenblicke Leidtragende sind, und zwar um einen und denselben Todten, sollte der Mensch daraus ersehen, daß wir Alle nur Theile einer Menschenfamilie sind, daß die Erde unsere gemeinschaftliche Familiengruft ist und der Himmel unser gemeinschaftliches Mausoleum, und die Sonne und die Sterne unsere gemeinschaftlichen Seelenlampen, daß in der Erde unser schweigsamer Gottesacker, auf der Erde unser redender Gottesacker und im Himmel unser Aller Allerseelentag ist, und daß es nur ein Gott ist und eine Liebe und eine Hoffnung und ein Weh und ein gemeinsamer Zweck, welche die Vergangenheit an die Zukunft, unsere Voreltern an unsere Nachkommen, unsere Erde an unsern Himmel und uns selbst Alle aneinander und an die Ewigkeit knüpfen! Und so stehe ich denn sinnend, wehmüthig fühlend zwischen den beiden Kalendern, und blättere zurück und finde ganze Blätter vom herben Schicksal ausgerissen, ganze Seiten undeutlich, voll Spieße und gesperrter Leidenlettern, und am Ende von den fernen, blauen Bergen der Kindheit neigt sich ein verklärtes Antlitz herüber, lächelnd, weinend, liebend, sehnend: das Mutterantlitz, und ein milder Strahl trägt dieses Antlitz durch die Erinnerung herüber, und senkt es ein in mein Herz, und es küßt da die fließende

Schnittwunde, und es gießt kühlende Thränen in die aufgeätzte Brust, und es gibt mir neue Liebe und neue Wärme für Alles, was da lebt und ist, und neues Hoffen auf eine höhere Befriedigung als die in diesem Leben; und ich blättere wieder mit freudiger Bewegung in dem künftigen Lebenskalender, und fliege wie ein Abendschmetterling dem Lebens-Sonnenuntergang ruhiger entgegen, im Abwärtsfliegen die Fühlhörner ausdehnend, und sie in Ruhe und beschwichtigter Empfindung an die eigene Brust zurücklegend!

Macht es Alle so, die Ihr jetzt steht zwischen den beiden Kalendern und diese stille Allerseelenminute wird Euch werden zu einem glücklichen Säemoment des unendlichen Menschenlebens und innerer Zufriedenheit!

Wenzel Scholz.

(Bei dessen Tode 1857.)

Die Herren der Erde setzen diejenigen zur Ruhe, die ihnen lange mit Auszeichnung gedient haben!

Aber so lange der Mensch geht oder steht oder sitzt, gibt es für ihn keine „Ruhe,“ zur Ruhe kann der Mensch nur gelegt werden — in die Erde.

Wer in die Erde zur Ruhe gelegt wird, wird stets mit „erhöhtem Charakter“ zur Ruhe gelegt; dem Todten wird sein Charakter immer erhöht, als Todten schätzen die Menschen seinen Charakter stets höher.

Bei der „letzten Ehre,“ die dem Menschen erzeugt wird, ist jeder Mensch gern der Erste dabei, aber einem Menschen die „erste Ehre“ erzeugen, da ist Jeder gern der Letzte!

Wenn es nicht die letzte Ehre wäre, wenn es blos die „vorletzte Ehre“ hieße, da würde sich Jeder noch besinnen!

Die letzte Ehre und die ewige Ruhe sind die zwei Lebensmittel, welche die Lebenden den Todten freigebig schenken und gönnen.

Also der Himmel hat einen Mann zur ewigen Ruhe gelegt, der keine Ruhe hatte, bis er Abends den Menschen, die zur zeitlichen Ruhe gingen, das Zwerchfell erschütterte, die beengte Brust aufschnürte, den Sinn erheiterte und das Herzblut rosiger färbte.

Wenzel Scholz ist todt!

Ich will den abgehetzten Witz nicht wiederholen: Es ist das erste Mal, daß er uns weinen machte.

Man muß auf das Grab einer großen Specialität keine Gemeinplätze pflanzen und keine hohlen Phrasen zupfen.

Die „deutsche Muse" weint nicht und die „Geschichte der deutschen dramatischen Kunst" hat kein eigenes Kapitel einzutragen; aber die Localposse hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, die Wiener sind um ihren lustigsten Komus gekommen, die Lachlust hat einen herben Ausfall erlebt, die Localdichter haben eine Garantie ihres Erfolges eingebüßt; das Publikum, welches sich an der komischen Kraft Scholz's erheiterte, ergötzte, erlabte, ist um einen integrirenden Theil seiner Abendkost, seiner erquicklichen Zerstreuung gekommen!

Der Tod, der Klapperbein, hat den „Klapperl" heimgeführt. Die Parzen haben dem Wienerleben in Scholz den „Zwirn" abgeschnitten; der Himmel, den die Sünden der Erde traurig machten, hat sich Scholz kommen lassen als „Freund in der Noth", um wieder

hell, heiter und lustig zu werden und allen Erdenverdruß zu vergessen.

Jede große Stadt hat ihre Wahrzeichen, historische, architektonische, originelle u. s. w.

Scholz gehörte seit 30 Jahren zu den Wahrzeichen Wiens, wie der Stephansthurm, wie der Stock am Eisenplatz.

Jeder Fremde ging des Tags den Stephansthurm und Abends Scholz sehen. Wenn ein Wiener den ganzen lieben langen Tag in dem drückenden Lebensprozeß verwickelt war und von Früh bis Abends auf der Anklagebank der Mühen und Sorgen saß, so nahm er Abends zu Scholz als „Entlastungs-Zeugen“ seine Zuflucht, Scholz entlastete sein Gemüth von Sorge und Kummer. Scholz war der kategorische Imperativ des Lachens, er befahl: „lache!“ und man lachte, man beutelte, man schüttelte, man schüttete sich aus vor Lachen; wenn er kam, bei seinem bloßen Erscheinen, nahmen die Grillen und Mücken Reißaus, das Zwerchfell stieg auf den Thron des Verstandes, die Lustigkeit occupirte die beiden Fürstenthümer Sehen und Hören, die Welt, das Geschäft, die Literatur, die Börse, der Krieg, der Friede, die Politik, die Nahrungsfrage, die Stempelfrage, Alles, Alles ergriff die Flucht vor dem Ueberwinder und Sieger Wenzel Scholz.

Und welches waren seine Siegeswaffen? Durch welche Kräfte siegte er über die Mühen des Tages,

über den Qualm des aschgrauen Lebens, über den bellenden Magen, über den wüsten Kopf, über den abgemüdeten Geist, über das traurige Herz?

Ja, wer das wüßte!

Man lasse sich ja nicht von den gewöhnlichen Nekrolog-Schablonen irre machen, dieser Schiboleth von „Komik“ — „Mimik“ — „Auffassung“ — „Studium“ — „denkender Künstler“ — correcter Zeichnung.“ Alles das ist leeres Klingkling.

Alle Lessinge, Schlegel, Tiek's u. s. w. machen keinen Scholz, und wenn sie Scholz Jahre lang gesehen und studiert hätten, alle ihre kritische Weisheit würde eine leere Pumphose sein, wollten sie Scholz an der Elle ästhetischer Kunstkritik ausmessen.

Scholz war kein Schauspieler, kein Künstler, kein Genie, kein Komiker, keines von Allen dem und doch mehr als Alles das, er war „Scholz,“ eine eigene Individualität, ein Naturprodukt; als „Individuum“ war er ein ganz Anderer als seine Gattung, als „Individualität“ war er etwas ganz Anderes als das „Allgemeine“, nämlich als Alles, was man durch Nachdenken, durch Vergleichung, durch Analyse, durch Kritik erkennen, beurtheilen, rangiren kann.

Jede kunstkritische, ästhetische Bezeichnung oder Definition von Scholz als Komiker ist Unsinn. Scholz entrann als Typus des Lachenerregenden der Hand der Natur, es läßt sich so wenig sagen, wodurch

Scholz die Convulsion des Lachens, die peristaltische Bewegung des Zwerchfells hervorbrachte, als sich sagen läßt, wodurch die wogende See die peristaltische Bewegung der Magen-Nerven hervorbringt. So lang man Scholz und Meer vor sich hat, dauert die unbegreifliche Naturwirkung, kaum sind beide vorüber, so hört die Wirkung auf, urplötzlich, ohne Uebergang. Wenn Scholz spielte, lachte Alles, das Publikum sah sich gegenseitig an und lachte und fragte sich nun: worüber? Es lachte über Scholz, es war gleichgiltig, was er sprach; was ihn der Dichter sagen ließ, es war gleichgiltig, ob er einen Charakter darstellte und welchen, es war gleichgiltig, ob er in eine Situation kam und in welche, seine Erscheinung genügte, sein Vortrag lag in seiner Person und Niemand wie Scholz konnte von seinem Erfolg sagen: „das ist Fleisch von meinem Fleisch,“ er war die eingefleischte Personal-Komik.

Hätte man Scholz gefragt: „was ist der Begriff des Lächerlichen?“ er hatte darüber nie nachgedacht oder darüber Studien gemacht, und wußte so wenig davon als wir, die wir über den „Begriff des Lächerlichen“ von Kant und Lessing bis Jean Paul Alles gelesen haben!

Es gibt vielleicht noch tausend unentdeckte Individuen, die gar nicht lesen und nicht schreiben können, die nie etwas studieren und die einen eben solchen fundus instructus an riesiger Naturkomik in sich haben

wie Scholz, aber Tausend und Tausend können 50 Jahre lang lesen, schreiben und Komik studiren, und sie werden jenes unauslöschliche Gelächter, jene elementarische Zwerchfellerschütterung nicht hervorbringen wie Scholz. Als Spezie ist Scholz wie der letzte Phönix aus der Asche jener Gattung Komiker hervorgegangen, welche die Frau Neuberin verbrannte.

Er war der „letzte Lustigmacher" aus der guten alten Zeit der Stranitzky und Prehauser. Er war der als dummer Bedienter wieder aufgestandene Ritter Fallstaff; er war einer derjenigen lustigen Welterheiterer, welche Luther mit den Worten bezeichnet: „Sie sind durch Gottes Gabe stark, fett und völligen Leibes."

Scholz that den Dichtern und den Rollen die Gefälligkeit, sie mit vor das Publikum hinauszuführen; er hatte dies gar nicht nöthig, er konnte von seinem Stand sagen: „L'etat c'est moi! „das Lachenmachen, das bin ich!" Woran das lag, wer will das erklären? und wozu auch! Scholz war kein Komiker, kein Darsteller, er machte keine Nuancen, er schliff keinen Charakter, er malte nicht aus, er suchte nie Effekte, er setzte keine Lichter auf, er stieg nicht und sank nicht, er machte keine Männchen, er war heute wie gestern, heuer wie vor 20 Jahren, er ging nicht vorwärts und nicht zurück, denn er brauchte dies Alles nicht; man braucht den Pfeffer nicht zu würzen, man braucht das Licht nicht zu beleuchten, man braucht die Gottesgabe

vis comica, die menschgewordene Possierlichkeit und Ergötzlichkeit nicht mit künstlichen Hilfsmitteln aus der Natur zu verdrängen.

Scholz war den Wienern nicht ein komischer Darsteller, sondern er war ihnen der Begriff des Lachens. Bei Stierböck im Caffeehaus war Scholz komischer Whistspieler, auf seinem Wägelchen im Prater war Scholz komischer Praterfahrer; wenn ein Wiener Scholz auf der Straße begegnete, lachte der Wiener, Scholz war das „Vergißmeinnicht“ der Lachlustigen.

Nicht nur um die guten Possen hatte Scholz ein großes Verdienst, sondern mehr noch um die schlechten! Er war die lebendige Versicherungsanstalt elender Stücke, er war der elektrische Wetterableiter, der das pfeifende Donnerwetter vom Haupte des unglücklichen Verfassers ablenkte und das Grollen des Donners in ein freundliches Wetterleuchten umwandelte. Es war bekannt, ein „Scholz'sches Benefice“ brachte ein miserables Stück, die Wiener wußten das im Voraus, aber man ging doch hinein und lachte schon im Voraus darüber, wie man lachen wird, wenn am Ende des durchgefallenen Stückes Scholz herauskommen wird und mit einer Miene, mit einer Prosa, mit der bekannten „Charivari-Abbankung“ das Publikum in ein Weltmeer von Heiterkeit stürzen wird.

Wenn Scholz in den Zeiten der griechischen Götterlehre geboren wäre, wir würden in „Ramlers Mythologie“ Folgendes lesen: „Scholz, ein Sohn

des Komus und der Komödia, hatte seinen Tempel auf einer Halbinsel des alten Ister, sein Pathe war Momus, der ihm die Wunderkraft verlieh, die Leiden der Menschheit durch Lachen zu lindern. In der Wiege schon erdrückte er, wie einst Herkules, die zwei Schlangen Melancholie und Hypochondrie. Er war Vorsteher der nächtlichrn frohen Stunden, und wird von den Menschen an den Ufern des Isters als ein Wohlthäter der Bevölkerung, als ein Verscheucher der üblen Laune verehrt.

In früherer Zeit wurde er von einem mächtigen Director mit Namen „Carl" gefangen gehalten, dem er, wie Herkules, schwere Arbeiten verrichten mußte, er mußte z. B. den Augias-Stall der schlechten Stücke ausmisten, er mußte dem Director den „goldenen Apfel" einbringen, er mußte die „menschenfressenden Contracte" überwinden u. s. w.

Scholz zeugte mit der Muse Nestroy's den „Zwirn" — den „Melchior" — den „Kampel" — den „Schlossermeister" — den „Ledig" — den „Eulenspiegel" — den „Rochus" — u. s. w. und mit andern Halb- und Lokal-Musen verschiedene andere Figuren, welche die Menschen ergötzten und belustigten.

Wie man einstens die Lupercalien feierte, so feierte man auf jener Insel jährlich zwei Feste: „Scholzii Beneficia" genannt. Es wurde gewöhnlich an jedem Festabend ein Stück Rind, d. h. ein Stück von einem

Kind geopfert, das Publikum brachte mit Liebe und Andacht die Opfergaben, 5 fl. Sperrsitz und 20 fl. Loge, und es war ein herzlicher Jubel stets und immer, u. s. w., er starb als ein Halbgott seines Publikums und lebt in seiner Erinnerung fort u. s. w." — —

So würde eine mythologische Zeit über Scholz geschrieben haben.

Er ist nun heimgegangen, er hatte keinen Vorgänger und wird keinen Nachfolger haben. Mit ihm ist seine Dynastie, das ganze Scholz-Genre erloschen. Ja, käme heute ein Nachfolger Scholz, ganz Scholz, accurat Scholz, wir zweifeln, daß das Publikum ihm huldigen würde. Als Tradition, als Ueberlieferung von vor 30 Jahren, als einzig übriggebliebenen aus der Zeit der inhaltlosen Lachlustigkeit, des Lachens ohne ratione sufficiente war er ein Unicum, ein durch Zeit und Gewohnheit und Ueberlieferung Illustrirter. Eine solche Individualität in der Repetition wird sich nicht derselben traditionellen Empfänglichkeit, jener vermächtnißartigen Acclamation zu erfreuen haben

Wenig Menschen haben über Scholz so viel Thränen gelacht als ich! Wenn ich Scholz sah, warf ich allen Verstand, alles Denken, alle Kritik wie unnützen Ballast über Bord und ließ mich von den Wellen des Lach-Elementes hinschleudern nach Herzenslust!

An seinem letzten Geburtstage schickte ich ihm ein Kistchen mlt hundert Cigarren, von welchen er ein großer Freund war, und schrieb ihm folgenden Vers dazu:

„Jährlich sollst Du Eine rauchen,
Und doch alle Hundert brauchen;
Und kömmt einst der Tod, der rasche,
„Freund! dann: Friede Euerer Asche!“ —

Der Rasche ist leider nur allzufrüh gekommen! Also:

Friede seiner Asche!

Er war nicht nur ein unvergleichlicher Komiker, er war gut, er war bieder, gemüthlich, harmlos, herzlich als College, als Mensch, als Freund!

Friede seiner Asche!

Actien-König.

Wer reitet so schnell durch die Renngasse*) hier?
Es ist ein Vater mit seinem Papier!
Er hat sein Papierchen wohl in den Arm
Er hält's für sicher, daß Gott erbarm! —

Papier, mein Papier! Was machst für ein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Actienkönig nicht?
Den Actienkönig mit papierenem Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

Du liebes Kind, bleib auf der Börse bei mir,
Gar liebliche Spiele spiel' ich mit dir,
Da reicht dir doch muthig die offene Hand
Manchmal ein tiefer Spekulant. —

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Actienkönig mir leise verspricht?
Sei nur ruhig, sei ruhig mein Kind,
In einem Liebhaber säuselt der Wind!

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Actienkönigs Töchter an düsterem Ort,

*) Dort war in den fünfziger Jahren eine Zeitlang die Börse untergebracht.

Sie winken mir jede auf eine andere Bahn,
Actienkönig hat mir ein Leides gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das papierene Kind;
Er erreicht die Börse mit Müh' und Noth,
In seinen Armen das Papier war todt!

Allgemeines Gruß- u. Komplimentir-Büchlein.

Der Mensch, das heißt, mit Plato so zu reden,
Das Thier, ganz ohne Federn mit dem Doppelfuß,
Der unterscheidet sich vom Vieh, von jeden,
Durch Sprechen, Denken und — durch seinen Gruß,
Die Menschen grüßen stets sich gegenseitig,
Zu solcher Bildung sind die Thiere noch nicht zeitig!

Das Thier geht allerwegs so kunterbunter
An sich vorüber ohne Kompliment,
Das kleine Vieh nimmt keinen Hut herunter
Wenn auch ein großes Thier vorüberrent;
Der Hausspatz selbst nickt kaum mit seinem Kopfe
Vor dem Kameel und vor dem Wiedehopfe!

Der Mensch allein bekam dazu die Grütze
In sein Gehirn, daß vor dem Menschen allemal
Er lüfte seinen Hut und seine Mütze,
Und wär' er auch wie eine Haide kahl,
Als müßten sich die bloßen Köpfe ducken,
Um viceversa sich hinein zu gucken!

Der Gruß mit allen seinen tausend Arten,
Er hängt bloß ab von Sitte und Gebrauch,
So will die Sitte, daß Visitenkarten
Statt des Besuches selber gelten auch;

Und zum Beweise, daß man selbst war an den Thoren,
Macht in die Karten man bloß — Eselsohren!

Viel tausend Sitten gibt es jetzt, zu grüßen,
  Wahrhaftiglich! ein ganzes Lexikon,
Jedoch, Sie müssen Alle nicht genießen,
  Ich bin ja keine so hartherzige Person!
Ich müßt' das Ding am Ende selber büßen,
Sie sagten ungeduldig bald: „I laß's grüßen!“

Der Eine grüßt ganz steif und gravitätisch,
  Wie ein Papagei, der einen Rebus lies't!
Er hält sich selbst für einen großen Fetisch,
  Und nickt wie ein Chinese, wenn er nies't;
Bei solchem Geiste denkt man: „Lass' den Hut nur pappen,
Dein leerer Kopf könnt' leicht sonst überschnappen!“

Der And're grüßt nur so mit halber Nase,
  Die and're Hälft' gibt sich indeß ein Air!
Er lächelt süß uns an, wie ein dressirter Hase,
  Als ob er unser Gönner und Protektor wär'.
Da bück' man tief sich, daß die Schultern krachen,
Daß er nicht merke, wie wir ihn verlachen!

Nur mit dem Fächer grüßen leicht die Frauen,
  Bedeutsam grüßt damit manch' schönes Kind,
Doch oftmal ist dem Spiel des Fächers nicht zu trauen,
  Sie machen Andern und sich selber Wind.
Die Frauen, wenn man sie euch nennt die Schwächern,
Sind riesenstark in allen solchen Fächern!

„Bon jour!“ „Good by!“ und auch „felice notte!“
  Da fühlt kein Mensch je einen Wunsch dabei!

Es fühlt oft mehr für uns der Hotentotte,
Der uns entgegenkömmt mit seinem Pisangbrei!
Und nun gar Männer, die zum Gruß sich küssen,
Sind wie wenn zwei Murmelthiere sich gebissen!

„Ergeb'ner Knecht!“ und „Diener!“ und dergleichen,
Ist abgeschmackt und off'ne Lüge obend'rein,
Jedoch beim „Guten Tag!“ die Hand sich reichen,
Mag schon gemüthlicher und herzlicher auch sein;
„Ich küss' die Hand!“ ist auch nicht zu verschmähen,
Jedoch aus Vorsicht sollte man die Hand — erst sehen!

„Auf Wiederseh'n!“ sagt man gar oft zu Leuten!
Wenn man auch wünscht, man hätt' sie nie erblickt!
„Glück auf!“, ein Gruß, der viel hat zu bedeuten,
Wird aus der Teufe er an's Licht geschickt!
Der schönste Gruß im Sprechen und im Schreiben
Jedoch wird stets das schöne „Grüß Dich Gott!“ wohl
bleiben!

Der Himmel grüßt die Menschen stets und immer!
Das Blümchen, das im Mai der Erd' entschlüpft,
Das Sternlein Nachts im lieblichen Geschimmer,
Das Quellchen auch, das über'n Weg uns hüpft,
Die Regentröpflein, die in's Saatfeld fließen,
Sind lauter Grüß', womit uns Gott läßt grüßen!

Und wenn ein Glockenton das Herz erschüttert,
So ist's ein Gruß von jener Welt herab,
Und wenn ein Schauer plötzlich uns durchzittert,
So ist's ein Gruß vom Tod auf unserm Grab,
Wenn im Gespräch die Worte uns versiegen,
So grüßt ein Engel im Vorüberfliegen!

Wenn Anklang findet, was ersann ein Dichter,
Ist es ein Gruß, geschickt von Geist zu Geist —
Wenn aber sich verlängern die Gesichter,
So ist's ein Gruß der Langeweile meist!
Ein solcher Gruß, der würde mich verdrießen,
Darum — adieu, will ich den Vortrag schließen.

Die sanfte Gattin und der gute Wirth.

Ein Ehestands-Duett.

(Neu umgearbeitet.)

Er.

Die Sanftmuth, wahrlich, ist der größte Segen
An einer Frau im lieben Ehestand!
Dieß stille, fromme, zarte Walten, Regen,
Das webet Gold ins graue Sorgenband!
So hab' von meinem Vater ich vernommen,
Und folgte seinem Rath in diesem Stück!
Und habe bloß ein sanftes Weib genommen,
Denn eine sanfte Frau, das ist ein Glück

Sie.

An einem Mann ist nichts so sehr zu preisen,
Als wenn ein guter Wirth er immer ist!
Die Welt hat nicht viel solche aufzuweisen,
Sie sind gar rar zu dieser Jahresfrist!
Ich, ja ich, ich hab' es grad getroffen,
Ich fand ein wahres, selt'nes Meisterstück!
In unsern Zeiten ist es klar und offen:
Ein guter Wirth, das ist ein wahres Glück!

Er.

Ein jedes Glück hat zwar so seinen Haken,
Vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt!

Die Sanftmuth, ja, liegt schwer auf meinem Nacken,
Durch Sanftmuth wird das Leben mir vergällt!
Die Köchin stiehlt die Hälft' vom Wochengelde
Die Zofe trägt von ihr die Kleiderstück'.
Sie lächelt himmlisch, wenn ich ihr das melde
Ja, eine solche Gattin ist ein Glück!

Sie.

Die Wirthlichkeit, so sehr sie auch gepriesen,
Ist doch zuweilen wohl ein Dornenstrauch,
Der gute Wirth, den ich mir auserkiesen,
Der hat so seine Sommersproßen auch!
„Wer kann," spricht er, „so wohlfeil noch bekommen,
Wie ich, den Meerschaumkopf antik!"
Darum hab' ich auch gleich Sechse mir genommen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück!

Er.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau sanft gefunden,
Ist sie als Gattin, ach, viel sanfter noch;
Wenn mich die Gicht quält lange Winterstunden,
Ist sie so gut und lächelt doch!
Wenn ich vor Qualen wein' an Schmerzenstagen,
Geht sie zu ihrer Mutter stets zurück,
Ihr weich' Gemüth kann dieses nicht ertragen.
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Sie.

Will ich mit meinem Mann spazieren fahren,
So sagt der gute Wirth stets: „Nein!
Die Fiakers, o, die können wir ersparen,
'Ne Equipage wird wohlfeiler sein!"
Zum Gehen ist er gar nicht zu bewegen,
Die Stiefel kosten ein gewaltig Stück

Ein Reitpferd ist das Billigste hingegen;
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück!

Er.

Ist sie als Gattin Muster aller Güte,
So ist als Mutter sie es zehnmal mehr!
Mein Kind bricht Spiegel, zerreißt Hüte,
Wirft in dem Glasschrank Alles hin und her,
Wälzt auf der Erde sich mit Schreien, Fluchen,
Und zaus't das Kindermädchen am Genick,
Die Mutter gibt ihm noch ein Stückchen Kuchen:
So eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Sie.

Will einen Sperrsitz, eine Loge ich haben
Zur Oper oder in dem Schauspielhaus,
So sagt mein Mann: „Das heißt sein Geld begraben
Die Kunst genießt am besten man zu Haus,
Da bleiben wir in uns'res Hauses Mitten,
Und wollen zum frugalen Pickenick
Die Künstlerinnen lieber zu uns bitten.“ —
Ja, ja, ein guter Wirth, das ist ein Glück

Er.

Was wird Dein Vater wohl nur sagen,
Der einen guten Wirth allein Dir pries?

Sie.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der eine sanfte Frau Dir nur verhieß!

Er (ihr die Hand reichend).

So laß' uns, Sanfte, denn zusammenbleiben,
Da Du so gut schon meine Wirthschaft kennst

Sie (einschlagend).
Ich werde stets mir hinter's Ohr es schreiben,
Wenn Du mich, „o Du, meine Theure," nennst!

Beide.
Ja, in der Ehe wird es oftmal recht flau,
Dem besten Wirth und der sanftesten Frau.

Der weibliche Vereins-Projecten-Verein.*)

Die Vorsteherin.
Erste Dame.
Zweite Dame.

Vorsteherin
(heraustretend, die beiden Damen an der Hand, sie und sich dem Publikum präsentirend).

Wir haben die Ehre uns zu präsentiren
Als einen neugebackenen Verein,
Wir alle drei, es ist zum rühren —
Wir sind ein Körper, aber bloß zum Schein!
Und ich, ich bin Vorsteherin durch Acclamation,
Mich wählte mein Gemal, mein Vater, mein zweijähriger Sohn.

Erste Dame.
Ich bin ein „Ausschuß"! Das ist ein wahrer Schmaus
Wenn gar nichts zu treffen ist, dann schieß' ich aus.

Zweite Dame.
Et ego sum etiam Ausschuß! Nummer Zwei
Wenn ich einmal ausschieß', dann ist's vorbei.

---

*) Gesprochen (1845) von Frau Fichtner, Fräulein Neumann und Fräulein Wildauer.

Vorsteherin (zu den Andern).
Vor allem verehrte Collegen, sei Euch gestammelt
Mein Dank für Euern Eifer, Euern Muth,
Wir haben uns heut' wieder zusammenversammelt
Und das allein ist für die Menschheit schon gut!

Erste Dame.
O ja, und nun nach diesem großen Resultat
Begehren wir eine Belohnung vom Staat.

Zweite Dame
Ach ja, wir kommen um die Erlaubniß ein
Auch Männer aufzunehmen im Frauenverein.

Vorsteherin
Die Männervereine, ich sag' es unverholen,
Die machen aus den Frauen einen Strohwitwen-Verein;
Will man den Mann, ist er aus dem Verein zu holen,
Sie lassen vereinigt die Frauen allein!

Erste Dame.
Ein Anti-Männer-Verein, darauf trag' ich ernstlich an,
Da darf nicht mitwirken weder Jüngling noch Mann.

Zweite Dame.
Die Idee ist erhaben und verdient Applaus,
Ist der Verein constituirt, so tret' ich aus.

Vorsteherin.
Gemach, man muß nichts übertreiben im Leben,
Es gibt Fälle, wo man den Mann doch zu was braucht!
Der Mann muß kochen, spinnen, waschen, stricken, weben,
Jetzt, wo die Frau Vereine bildet, reitet, schreibt und raucht.

Erste Dame.

Ja, in die Küche, da geh' der Mann jetzt in die Lehr',
Sie haben ohnehin weder Gluth noch Feuer mehr!

Zweite Dame.

Ja, ja, wenn die Männer einmal in der Küche steh'n,
Dann werden die Frauen auch in die Küche geh'n.

Vorsteherin

Also, welch' ein Verein zur Wohlfahrt der Erde,
Welch' ein Verein fehlt der Menschheit dann mehr?
Vielleicht ein Verein gegen die Magenbeschwerde
Die von der Ueberladung durch Concerte kommt her?

Erste Dame.

Vielleicht, was für die Literatur erwünschter könnt' sein,
Ein „Anti-Kunstroß-Enthusiasmus-Verein!"

Zweite Dame.

Ich schlage vor, das kostet nicht viel Müh',
Wir bilden einen „Verein gegen die Ortographie!"

Vorsteherin.

Ich glaube, schwerlich wird es uns an Beifall fehlen,
Wir bilden einen „Tritschtratsch Verein".
So ein Verein zur Erweiterung der Kehlen
Für öffentliches und häusliches Schrei'n —!

Erste Dame.

O nein, was die Stimme anbelangt, mittel, grob oder fein,
Trägt jedes Frauenzimmer in sich einen Gesangverein.

Zweite Dame.

O, mit der Stimme, da tritt kein Weib in Compagnie heraus,
Ein solides Weib braucht seine Stimme zu Haus.

Vorsteherin.

Wohlan, so bilden wir, der Kunst zum Frommen,
Nun einen Verein mit Hand und Mund und Wort,
Genannt: „Gegen das während des Act's in's Theater
kommen
Und gegen das Sperrsitzgeklapper immerfort."

Erste Dame.

Und überhaupt gegen das Geklapper zur Theaterstund'
Ohn' Unterschied, ob mit dem Sitz, ob mit dem Mund.

Zweite Dame.

O nein, das Klappern gehört zum Handwerk einmal
Und klappern wir oben, klappern sie unten zumal!

Vorsteherin.

Wohlan, so laßt einen andern Verein uns machen,
Einen „Anti- Neu in die Szene gesetzt-Verein",
Denn das heißt nichts, als man schiebt ganz alte Sachen
Dem Publikum als neu in die Zähne hinein.

Erste Dame.

O nein, neu in die Szene gesetzt wird manches Buch
Für alte Komödianten zum „ersten Versuch."

Zweite Dame.

O schweigt, ich bitte Euch! Wie oft erscheint von uns
Frauen jetzt
So manches alte Stück neu in Szene gesetzt!

Vorstehertn.

Also bilden wir, weil das Geld jetzt ist so theuer
Einen „Anti-Dreiguldensperrsitz-Verein".
Besonders die Freisitzer, die schimpfen ungeheuer
Sie stecken lieber die drei baaren Gulden ein.

Erste Dame.

O nein, Dreigulden-Sperrsitze sind Oekonomie,
Wenn man nicht 'nein geht, steht's doch für die Müh!

Vorsteherin.

So wollen einen „Schutzverein" wir gründen,
Zu tragen nur allein inländisch Fabrikat,
Wir werden schon ausländ'sche Waare finden,
Die sich als inländisch verkauft aus Gnad'.
Wer braucht denn gar so schweren Stoff zum Kleide,
Die Männer lieben oft g'rad das leichte Zeug!
Will eine Deutsche tragen inländische Seide,
So zieh' sie Seidenwürmer auf Erdäpfelgesträuch.

Zweite Dame.

O, das System scheitert bei dem Artikel „Mann",
Da zieht Ihr gern inländische wie ausländische an!

Vorsteherin.

Nun, so schließen wir denn zu der Männer Frommen
Jetzt einen „Anti-Mopperl- und Paperl Verein".
Des Weibes Zärtlichkeit, die jetzt auf den Hund gekommen,
Soll nicht mehr für das Hausthier bloß geschaffen sein!

Erste Dame

Weg mit Mopperl und Paperl, nur für den lieben Mann
Brauchen wir Halsband und Kettchen sodann.

Zweite Dame.

O nein, so ein Mopperl sympathisirt mir zu sehr,
Mein Mopperl beißt nur meinen Mann, sonst keinen mehr

Vorsteherin.

So will ich den letzten Vorschlag Euch noch nennen,
Wir bilden einen „Anti-Herausrufungs-Verein",

Wir kommen nicht mehr so geschäftiglich heraus zu rennen
Und wenn die Herren noch so rufen und so schrei'n.

Erste Dame.

Vortrefflicher Gedanke! Die Hand darauf, ein Mann, ein Wort,
Wnn man uns ruft, wir rühren uns nicht vom Ort!

Zweite Dame.

Das ist recht, ja, wir kommen nicht um eine Million!
(hinaus deutend in's Publikum.)
Sie glauben's nicht? Ich glaube gar, sie lachen Hohn!

Alle drei.

Der Verein ist nun creiirt, empfiehlt sich Ihrer Huld anbei,
Wer eintreten will, der wend' sich an uns Drei.

(Beim Hervorruf.)

Vorsteherin (zur zweiten Dame).

Was ziehen Sie mich denn heraus?

Erste Dame.

Was? Ich? (Auf die zweite Dame weisend.)
Die stößt mich fast heraus.

Zweite Dame.

Ich bin ein folgsam Kind. Sie sagten: „Geh' voraus!"

Vorsteherin.

Nun, nur noch dies eine Mal wird herausgegangen,
Es ist gar zu verführerisch, das „allgemeine Verlangen".

Kuriose Menagerie (1851.)

Zu sehen hier die Menagerie!
Viel großes Thier und kleines Vieh;
Durch Hunger und durch Schläg', wie sich's gebührt,
Ganz fromm gemacht und civilisirt.
Wir laden ein, so alt und jung,
Zu kommen bei der „Fütterung,"
Denn eine Bestie, wie der Mensch grad, ist
Ganz wahr und ächt nur, wenn sie säugt und frißt!
Der Löwe ist großmüthig, da seht nur her!
Wenn er satt ist, verschlingt er keinen Menschen mehr!
Dem Tiger legt man Fleisch auf seine Schnautz,
Doch wenn ers schnappen will, da geh's „Perdautz!"
Das Alles erzieht man mit Prügeln sacht,
Viel Länder habens mit Glück schon nachgemacht.
Der Eisbär geht mit Wonne auf das Eis,
Das schöne Rußland ist sein Paradeis!
Dann hier ist ein Zobel aus Sibirien,
Wohin viel angenehme Wege führien!
Hier stellt sich Ihnen ein Tiger dar,
Der ist wie der Mensch ein Säuge-Thar,
Lebt in Deutschland und auch in Bengalien,
Pflanzt sich fort nnd ist gar nicht zu zahlien!
Dieses hier ist ein junger Dromedar,
Der hat genug zu tragen, auf meine Ahr.

Hier dieses Thier mit Klauen wie ein Nagel
Ist der berühmte Strauß, der größte aller Vagel.
Füllt sich den Magen voll mit Metall,
Dient einem Finanzrath manchmal zum Modall.
Jedoch genug, genug und vielleicht schon viel,
Denn es gibt schlimme Thiere, meiner Siel!
Ich trage lieber gleich die Coteletten auf
Für Löwe, Tiger, Aff, Esel, Ochs und Schauf!

Der Löwe.

Im Thierhaus sind gefangen
Der Aar, der Papagei,
Und hinter Eisenstangen
Der Affe wie der Leu.
Und alle Thiere dräuen
Und lärmen laut und wild,
Die Paviane schreien,
Der Ochs und Tiger brüllt.
Der Fürst der heißen Trope,
Der Löwe nur, der schweigt,
Der Held der Antilope
Sich stumm dem Schicksal beugt!
Er geht mit stolzen Blicken
An seinen Gittern hin,
Mit ungekrümmtem Rücken,
Mit kühner Freiheitsmien'.
Die Häscher sind oft stärker
Als Löw, und sein Geschlecht,
Doch nie wird selbst im Kerker
Der Löwe euer Knecht!

Das Zebra.

Ein Esel war einmal in einem Land,
Entweder Sondershausen oder Samarkand.

Dem Esel war nicht recht, daß grau er war!
Er hätte gern gehabt blond oder schwarzes Haar,
Enfin, dem Esel fiel es nun auf einmal ein,
Er möchte ausgezeichnet gerne sein.
Er kömmt also ein bei Mutter Natur
Und bringt Atteste, eine ganze Fuhr,
Wie er nur und zu jeder Zeit: „i—a" gesagt,
Wie er an Hühnerkräutchen nagt;
Na, die Natur schaut den lieben Esel an,
Und denkt sich: „Was liegt am Ende dran?
Er soll ausgezeichnet sein an Haut und Haar!"
Und fährt ihm mit der Haut übers Kreuz, und fürwahr!
Das graue Haar ist fort, und auf des Esels Fell
Da flimmerts in Streifen, bunt und hell;
Es ist ein „Zebra," geschmückt ist seine Haut,
Das Zebra ist nun glücklich wie eine schöne Braut!
Allein, o Schicksal, o Fatum, o Geschick, o Graus!
Aus der Zebrahaut guckt das Eselsohr heraus!
Und wie das Zebra tanzt und gebärdet sich wie toll,
Und will, daß Alles vor ihm Ehrfurcht haben soll,
Da kömmt ein Fuchs und schlägt ihn auf das Fell:
„Heda, mein Freund, heda mein lustiger Gesell,
He, mein Guter, seid ein wenig modest, denn wißt,
Daß ein „Zebra" nichts als ein „ausgezeichneter Esel" ist.

Das Kameel.

Wie heißt denn dieses Thier, das bei jeder neuen Last
Sich niederkniet von selbst und sich bedanket fast,
Ja bei meiner Seel',
Das ist ein Kameel!

Orang=Outang,

Das ist ein Aff wie jeder And're in Land und Dorf und Stadt,
Doch weil dieser Aff gar lange Arme hat,

Hat man aus ganz besonderm Respekt
Ihm einen eigenen Titel ausgeheckt!

Die Papageie.

Das „Denken" und „Sprechen" ist dem Menschen hier im Leben
Als Vorzog vor allen andern Thieren gegeben,
Der „Denk-" und „Sprech-Freiheit" aber erfreuen
Sich vor der Hand erst die Staare und die Papageien!

Der Maulwurf.

Ein Wühler! Ich bitt' euch, laßt den Schoflen laufen,
Er wühlt empor sich erst nur aus dem Haufen,
Und wenn er oben angelangt zur guten Frist,
Da sieht man erst wie blind er ist!

Zobel.

Dieses Thierchen ist gut zum Pelz, es ist ein Zobel
Aus dem Gebiet, wo man die silbernen Robel
Wenn man sie hat, auch springen läßt nobel.
Es ist für die Kälte gut, wie man lang schon weiß,
Wenn man nur dran denkt, wird einem ordentlich heiß!

Chamäleon.

Ein Chamäleon ist dieses wunderschöne Thier,
Spielt alle Farben stündlich, nach Plaisir,
Und weil's alle Farben spielt, schau's schnell an jetzt,
Chamäleon ist's vielleicht heut zu allerletzt,
Denn ich steh euch nicht dafür,
Morgen ist's schon ein größeres Thier!

Der Brandfuchs.

Hütet euch vor dem, das ist ein Rother!
Der sich mit ihm abgibt, ist bald ein Todter!

Ein Raubthier ist's, wie der Wolf, nur schlauer,
Beständig ist auf der Jagd es, auf der Lauer,
Und wenn Gefahr droht — so sind die Rothen alle —
Dann brennt es durch und läßt die Andern in der Falle!

Miß Baba.*)

Diese Dame hier, so ganz charmant,
Ist von Geburt ein Elefant,
Jedoch durch Geist und durch Verstand
Erhält sie sich hoch über ihren Stand,
Sie speist nicht mehr mit der bloßen Hand,
Ist ihr französisch auch bekannt,
Wird sie vielleicht noch Gouvernant,
Und kann sie ihrem eignen Haus nicht vorstehn groß und klein,
So wird sie noch Vorsteherin im Frauenverein!

---

*) Name eines dressirten Elefantenweibchens.

Der Leichenmaler.*)

Vergebens warb mit Blick und Schwur und Thränen
Um Herthas Lieb' und Herz Graf Adelstan;
Die Schönste war sie unter allen Schönen,
Mit Liebreiz und mit Zauber angethan;
Sein Herzblut quoll aus tausend Liebeswunden
Seitdem ihr Bild in seinem Herzen lebt,
Doch hat er nicht das Zauberwort gefunden
Das still den Schatz aus andern Herzen hebt.
Sie fühlte dunkel, daß die lohe Flamme,
Die aus dem Aug' ihm wildverlangend schlug,
Nicht aus dem Himmel wahrer Liebe stamme,
Daß sie die Gluth der Erde in sich trug —
Dem Weihrauch-Körnchen gleicht das Herz der Frauen
Das in die Gluth der keuschen Liebe fällt,
Ihr Lieben steigt wie Duft hinauf zum Blauen,
Ihr Schmerz wie Wölkchen zu dem Himmelszelt.
Drum ahnen sie, wenn ungeweihte Kerzen
Dem Körnchen Weihrauch nah'n mit Erdengluth,
Wenn ird'sche Funken aus verkohlten Herzen
Auf's Körnchen Weihrauch fallen wildgemuth!
Mit ird'schen Kerzen ist es nicht zu finden
Das Körnchen in dem Frauenherzen klar,

*) Derselbe Stoff findet sich unter demselben Titel als Prosa-Erzählung im I. Band, pag. 25.

Denn nur des reinen Himmels Strahlen zünden
Die heil'gen Flammen an auf dem Altar! —

D'rum war des Grafen wilde Gluth vergebens,
Sie wies sein glühend Werben von sich weit,
Indeß er, nimmer müde seines Strebens,
Ihr weihte seines Daseins volle Zeit.
Ihr Bild nur strebt er gierig zu besitzen,
Es bleibt vergebens all' sein Thun und Müh'n,
Nicht Bitten und nicht heiße Thränen nützen,
Sie weiß sich seinem Drängen zu entzieh'n.
Doch einen Maler weiß er zu gewinnen,
Der ihm das Bild verspricht um hohen Preis;
Der Maler sinnt und sinnt, was zu beginnen,
Er kann nicht nahen ihrem engen Kreis.
Da fällt's ihm ein, daß sie an jedem Morgen
In's Gotteshaus zur stillen Andacht geht;
Dort will er lauschen täglich still verborgen,
Wenn sie am Altar knieet im Gebet.
Sie kömmt und kömmt an jedem Morgen wieder,
Verschleiert dicht, das Betbuch in der Hand,
Sie kniet in Andacht am Altare nieder,
Das Haupt entschleiert dann emporgewandt,
Sie betet still, die holden Lippen regen
Sich lieblicher beim innigen Gebet,
Das Roth der Wangen ist vom Farbenregen
Der Kirchenfenster ros'ger noch erhöht! — —
O Schönheit, Schönheit, reiner Seelenspiegel,
Empfehlungsbrief, den uns der Himmel schickt,
O Schönheit, eigenhändig Gottessiegel
Dem Frauenantlitz rosig aufgedrückt,
O Schönheit, du des Himmels Morgengabe,
Wenn mit dem Leib die Seele sich vermählt,

O! Schönheit, Brautkorb, die der Flügelknabe
Zum Köcher seiner Pfeile sich erwählt,
O Schönheit, wem du blühst zum Eigenthume,
In einem holden Frauenangesicht:
Deß Leben selbst wird eine Sonnenblume,
Deß Dasein wird zum klingenden Gedicht.
Die dunkelste der Stunden wird erheitert,
Und seiner Leiden bitterste versüßt,
Die giftigste der Thränen mild geläutert
Von seinen Augen auf die Blume fließt,
Doch wer da sieht in stiller Kirchenstunde
Ein Frauenbild von Andacht hold verklärt,
Wenn des Gebetes Engel ihr vom Munde
Das Wort zum Himmel trägt, der es erhört,
Wer so die Schönheit sieht, die Händ' gefaltet,
Das Knie gebeugt am heiligen Altar,
Zur Muttergottes, die im Himmel waltet,
Das Aug' erhoben, thränenvoll und klar,
Nur wer die Schönheit sieht so fromm geröthet,
Der sieht, wie Erd' und Himmel sich gesellt,
Denn jeder Blick in's Frauenaug', das betet,
Ist schon ein Blick von hier in jene Welt! —

Der Maler frevelvoll nnd heimlich lauert,
Bis Hertha's Schönheit am Altare kniet,
Und in des Pfeilers Dämmerung gekauert,
Stiehlt er ihr Antlitz, das zur Jungfrau sieht,
Und um den schnöden Frevel noch zu krönen,
Vollführt an Schönheit, Kirche und Gebet,
Malt als M a d o n n a er das Bild der Schönen,
Und mit dem Bilde zu dem Grafen geht. —

Das schöne Bildniß seinen Ruhm vermehrte,
Er ward beliebt in höchsten Kreisen bald,

Er war der Vielgesuchte, Lautbegehrte,
Von ihm gemalt zu sein wünscht Jung und Alt.
So ruft man eines Abends ihn geschwinde
In ein gar vornehm' Haus voll Glanz und Pracht,
Ein Bildniß will die Mutter jetzt vom Kinde,
Der Tochter, die gestorben in der Nacht.
Er tritt allein und leis' in's Leichenzimmer
Wo schon der Sarkophag ist aufgebaut,
Er sieht den Sarg, erhellt von Kerzenschimmer,
Das Kreuzeszeichen ihm entgegenschaut,
Und näher tritt er zu der schwarzen Bahre,
Und schlägt das Leichentuch ganz sacht zurück,
Und sieht das helle Angesicht, das klare,
Das er im Dom gemalt mit frechem Blick,
Doch faßt er sich und weiß sich bald zu fügen
Dem Werk, das er vollenden soll zur Stund',
Und wie den Blick er richtet nach den Zügen,
Wie er die Linien sucht um Aug' und Mund,
Da fängt die Leiche an sich still zu regen,
Die Züge werden wach im Angesicht,
Der Mund beginnt sich leise zu bewegen,
Das Auge öffnet sich mit fahlem Licht!
Der Maler zuckt, er fühlt sein Herz erbeben,
Es rieselt ihm durch Mark und Bein wie Tod,
Er sieht entsetzt die Leiche sich erheben,
Die mit dem starren, weißen Finger droht:
„Zurück, Du Frevler, fort und weich' von hinnen,
Der Du schon einmal mir das Antlitz stahlst;
Madonnenfrevler! wiss', daß Dein Beginnen
Mit ewiger Bestrafung Du bezahlst!
Hinweg und mit Dir nimm' den Fluch der Leiche,
Weil Du durch sie das Gnadenbild entweiht!
Verflucht sei deine Hand, die Farbe bleiche,
Die deine Hand sich hält zum Bild bereit,

Verflucht sei Pinsel Dir, verflucht Palette,
Verflucht die Leinwand, die zum Bild bestimmt,
Die Farbe, die Dein Finger von dem Brette
Zu dem Geschäft des Bildermalens nimmt!
Verflucht Dein Blick, den Du zum Werk versendest,
Verzerrt schau alles er im Grabeslicht,
Und ist das Bildniß schon vollendet,
Trag' es den Zug des Tod's im Angesicht!" —
D'rauf sinkt die Leiche auf die Bahre nieder,
Die Todtenkerzen löschen plötzlich aus,
Dem Maler schüttelt Fieberfrost die Glieder,
Er stürzt verstört und bleich zur Thür' hinaus.
Der Fluch der Leiche, über ihn gesprochen,
Weckt sein Gewissen auf, er blickt verzagt,
Es gehen Tage hin und schwinden Wochen,
Bis er ein Bild zu malen schauernd wagt;
So malt er voll Besorgniß und voll Beben,
Die Kunst wie eh' aus seinen Fingern quillt,
Die Bilder formen sich, gewinnen Leben,
Noch *einen* Zug und fertig ist das Bild!
Noch *einen* einz'gen Zug, es ist der letzte!
Der letzte wohl, der Lebensschein ihm gab:
Mit diesem Zug der Tod sich gleichsam setzte
Auf jedes Bild, ein Zug von Moder, Grab!
Und was er malt, so Kinder, Mädchen, Frauen,
Den Todeszug empfängt das Bild zuletzt,
Und Niemand will mehr seiner Kunst vertrauen,
Gemieden, arm, verzweifelt er zuletzt,
Und in Verzweiflung geht zum Dom er wieder,
Wo er für schnödes Gold die That beging,
Und kniet vor jenem Gnadenbildniß nieder,
Das über dem Altar voll Milde hing;
Und als er lange Nächte, lange Tage
Vor der Madonna reuevoll zerfloß,

Als seine Thräne, Bitte, seine Klage,
Aus dem zerriss'nen Herzen sich ergoß:
Geschah's in einer Nacht zur zwölften Stunde,
Sein Auge, weinend, war zum Bild gekehrt,
Da spielte Himmelslächeln ihr vom Munde,
Und also sprach die Göttliche verklärt:
— „Du Sterblicher, der Du den Himmelsfunken,
Den hohen Himmelsfunken, Kunst genannt,
Der als Geschenk Dir in die Brust gesunken,
In seiner hohen Reinheit hast verkannt,
Vergeben sei Dir, daß Du flammentrunken
Zu sündiger Bestrebung warst entbrannt,
Ich lös' den Fluch, Du wirst von nun erkennen,
Wo in der Kunst sich Erd' und Himmel trennen!
Das wahre Glück der Seele zu ertheilen,
Vermag nicht Kunst, nicht Geist, nicht Wissenschaft,
Des Herzens tiefste Wunden Dir zu heilen,
Besitzen nimmer sie die Wunderkraft,
Nur wo die Kunst, der Geist zum Höhern eilen,
Da werden Balsam sie und Wundersaft,
Das Herz wird durch den Glauben nur erhoben,
Und Kunst und Geist sind Flügel nur nach oben!"

Ein Weihnachtsbaum.

Weil Tannenzweig hat kein Gewand
Als nur ein Kleid aus Nadeln,
Hat ihn erwählt die Gnadenhand
Als „Christbaum" ihn zu adeln.

Weil Tannenzweig so schmucklos steht
Im Reich belaubter Bäume,
Hat Christkind ihn so hoch erhöht
Für seines Festes Räume.

Im Saal und in der Hütte klein,
Kömmt heute er zu Ehren,
Es will auf ihm nur ganz allein
Das Christkind was bescheeren.

Es stehen um den Zweig, so schlicht,
Die Kindlein all', die frommen,
Von welchen Christus gnädig spricht:
„Sie sollen zu mir kommen!"

Es liebt der Herr die Kinder sehr,
Die unschuldsvollen, reinen,
Wenn Lachen ist ihr Herzverkehr,
Und mehr noch wenn sie weinen.

Er liebt auch jedes Menschenkind,
Das Kind bleibt im Gemüthe,
Das nicht geschleudert in den Wind
Des Herzens Blatt und Blüthe.

D'rum schmückt, ihr lieben Menschen, aus,
Den grünen Zweig der Tannen,
Und klopft ein Kind an Euer Haus,
So fragt nicht erst: Von wannen?

Ein Weihnachtsbaum das Leben war,
Gleich nach dem ersten Werde,
Geschmückt vom ersten Elternpaar,
Von Himmel und von Erde.

Die Erde schmückt den Lebensbaum
Mit Blumen und mit Früchten,
Mit Bild und Zierrath, Schaum und Traum,
Und weltlichen Geschichten.

Der Himmel zünd't die Lichtlein an,
Die lieben hellen Sterne,
Und knüpft die schönsten Mährlein an
Von oben aus der Ferne.

Die liebe Mutter Erde hat
Gar viel der bunten Gaben,
Sein Bischen Gold soll jedes Blatt,
Sein Zuckerwerk auch haben.

Der Himmelsvater schmückt den Baum
Mit höheren Geschenken,
Mit Hoffnung, Glaube, Liebestraum,
Mit Fühlen und mit Denken.

Und wenn des Lebens Weihe-Nacht
Geht einstens ganz zu Ende,
Der Mutter Erde Gabenpracht
Verschwindet ganz behende.

Und Blume, Gold und Flitterglanz,
All' die vergold'ten Nüsse,
Sie sinken mit dem Lebenskranz
In's Reich der Finsternisse.

Doch was der Vater, Himmel, gab,
Das nimmt der Mensch vom Baume.
Und nimmt's mit sich durch Tod und Grab
Nach jenem hohen Raume.

Ihm leuchten vor in's bess're Land
Aus diesem Erdenstaube,
Die Lichtlein, die am Baum' gebrannt,
Die „Hoffnung" und der „Glaube."

Wer diese Lichtlein mit sich bringt,
Die Gott ihm hier bescheerte,
Zu dem sagt Christus unbedingt:
Du bleibst mein Kind, das werthe.

Mein Kind, geh' nun zum Himmel ein,
Dein wartet die Bescheerung,
Ein Weihnachtsbaum voll Sternenschein
Und ewige Verklärung

Wiegen-Album.

An der Wiege Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des Kronprinzen Rudolph.

(Saphir's letzte Arbeit.)

1.
Wiegen-Band.

Ich komme aus meinem Lande
Zu Deiner Wiege her,
Mit einem Wiegenbande
Wie kein's auf Erden mehr.
Es ist gar fein gesponnen
Von meiner Feen Hand,
Aus zartem Strahl der Sonnen,
Vom Regenbogen-Rand,
Und zart hineingewoben
Des Mondes Silberstrahl,
Wenn er sein Licht von Oben
Ergießt auf's Blumenthal.
Sie nehmen dann die Farben
Von der Palette: Welt,
Das Gold der reifen Garben
Im dichten Weizenfeld,
Das Silber der Liane,
Die auf der Welle glänzt,
Das Blaue der Cyane,
Die das Gefild bekränzt;

Das Roth der Frühlingsrose
In ihrem Knospenbett,
Vom Veilchen aus dem Moose
Das zarte Violett.
Und als im Mondenglanze
Das Band sie webten fein,
Da webten sie in's Ganze
Viel Segenswünsche ein,
So viel an Glück und Segen
Als Stern' am Himmel steh'n,
So viel als Deinetwegen
Gebet' zum Himmel geh'n;
So viel an Gottes Gaben,
Für Dein geliebtes Haupt
Als Bäume Blätter haben,
Vom Frühlingshauch belaubt,
So viel an Leib und Seele,
Gesundheit, Muth und Lust,
So viel als Philomele
Hat Wohllaut in der Brust;
So viel an Ruhm und Ehre,
So viel an Kraft und Geist,
So viel als über Meere
Nur Möven je gekreist;
So viel der Glückeskränze
Für Zukunft und für Jetzt,
Als bei dem Kuß vom Lenze
Der Zweig an Blüten setzt;
So viel an Glück und Wonne
Für Habsburgs Kaiserhaus
Als Tags hindurch die Sonne
An Strahlen sendet aus!

Melusine, die Feenkönigin.

2.

Wiegenliedchen.

O schlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein,
Gewieget muß Alles auf Erden hier sein!
Die Rose, die gewiegt wird vom lieblichen West,
Wiegt wieder die Biene, die nie sie verläßt:
Der Thau wird gewiegt vom bebenden Blatt,
Das Blatt wird gewiegt vom Zweig, der es hat;
Das Herz wird gewiegt von der Hoffnung so mild,
Der Schlaf wird gewiegt von des Traumes Gebild,
Die Jugend wiegt in Verblendung sich ein,
Der Greis wird gewiegt von Erinn'rung allein,
Das Kind wird gewiegt von zärtlicher Hand,
Bei Liedern vom Engel der Kinder gesandt!
So schlumm're, mein Engel, ich wiege Dich ein
Mit Mährchen und Weisen und Liederchen klein,
Ich lass' Dich bewachen vom Engelverein
Bei Tag und bei Nacht und beim Dämmerungsschein,
Auf daß stets Dein Schlummer ein süßer soll sein.

Der Kinderengel.

3.

Vierblätt'riges Album-Kleeblatt

a.

Ich will zuerst Dich, Enkelsohn! begrüßen
An Deiner gold'nen Wiege, junger Aar!
Wenn sich um Dich, vom Haupt bis zu den Füßen
Reiht Deiner hohen Ahnen Geister-Schaar,
Das erste Blatt in's Album Dir zu binden
Hat Deiner Ahnen Geister-Schaar von mir begehrt,
Das erste Blatt in Deinen Kranz zu winden
Halt' ich selbst nicht den eig'nen Kranz zu werth.
Mein Gruß soll in die Ahnen-Schaar Dich reihen,
Dich heiligen zum künftigen Adler-Flug!

Mein Kuß soll Deine junge Stirne weihen
Zu Kränzen, wie Dein großer Ahn sie trug,
Mein Glück soll Deine klaren Augen füllen
Mit jenem hellen, hohen Seherlicht,
Das durch die Dunkelheit und Wolkenhüllen
Zum Wohl der Völker Wahrheitsstrahlen bricht,
Mein Wort soll in das junge Ohr Dir tönen,
Und wie ein Echo kling' es in Dir fort,
Mein Segen soll das junge Haupt Dir krönen
Als Deines Lebens Schutzgeist, Schild und Hort,
Und in des Lebens Glück und bösem Wetter
Verpflichte Dich dies erste Albumblatt,
Daß stets mein Enkel seine Lebensblätter
Mit Recht und Tugend auszufüllen hat.

Rudolph von Habsburg.

b.

Laß meinen Gruß zum hohen Gruß sich fügen,
Mein Blatt, es sei in's Album auch gelegt.
Das Morgenroth in Deinen zarten Zügen
Den Glanz des künft'gen Tages in sich trägt,
So laß mich diesem Tage jetzt begegnen,
Wenn er Dir aufgeht sonnenhell und klar,
Laß seinen künftigen Sonnenlauf mich segnen,
Und seiner Stunden inhaltsvolle Schaar.
Vergönne, daß in Deine Stirnenbinde,
Die Dir Dein großer Ahnherr jetzt geweiht,
Daß in den Lorbeer ich die Blume winde,
Die doppelt schön, wenn sie dem Ruhm zur Seit';
Der Künste und der Wissenschaften Blume
Das holde Wunderblümchen Poesie,
Sie fügen zu dem Strahl vom Herrscherruhme
Des Lebens wunderliebliche Magie.

Maximilian I

c.

An Deiner Wiege find' ich
Als Groß-Mama mich ein,
Und Segenskränzlein wind' ich
Und viel Gebete bind' ich
Und viele Küsse d'rein.

Ich kann ein Lied Dir singen,
Ein Kaiser-Wiegenlied:
Laß nie bei trüben Dingen
Je sinken Deine Schwingen,
Ein Aar wird niemals müd'!

Dem Himmel stets vertraut' ich
Und meiner guten Sach',
Auf Volkes-Liebe baut' ich,
Und so mit Kraft zerhaut' ich
Der Zeiten Ungemach!

Sei fromm und sei ergeben,
Doch muthig allerseits,
Und mach' in Deinem Leben
Die Berge alle eben
Durch Glaube, Schwert und Kreuz.

Maria Theresia.

d.

Zu diesem Strauß von Wunsch, Gebet und Segen,
Auf Deinem reich gestickten Wiegenband,
Laß mich nun auch ein schlichtes Blättchen legen,
Wie ich's auf meinem Weg stets gerne fand:
Ein Blatt vom grünen Lebensbaume,
Vom Baume, den der Herr der Menschheit preis't,

Gepflanzt von Gott im kurzen Lebensraume,
Vom Baum, der „Menschenschätzung" heißt!
Das ist der Baum, deß' milde Blütenreiser
Im hohen Glanz vom ewigen Immergrün,
Um Thron und Land, um Volk und Kaiser
Die allerstärksten Bande zieh'n!

Kaiser Joseph.

4.

Im Namen komm' ich von Millionen
Mit Liebes-Gruß und Wunsch und heiß' Gebet
Von Allen, die an fernem Meere wohnen,
Wo stolz der Wind die Segel bläht,
Von allen Sprachen, von allen Zonen,
Wo nur ein Häuschen einsam steht,
Von allen Herzen, die da schlagen,
Soll ich die Wünsche zu Dir tragen!

Ich bringe treulich, was sie schicken,
Der Liebe Wort aus ihrem Mund,
Den Demuth-Strahl aus ihren Blicken,
Der Treue Schwur vom Herzensgrund;
Gedanken, die sie mit Entzücken
Gedacht bei dieser Freudenstund',
Laß herzlich es zu Dir gelangen,
Denn: wie gegeben, so empfangen!

Austria.

5.

Wo Herzen sich erschließen
Da bleiben wir draußen nicht,
Den jungen Prinzen grüßen
Ist Freude uns und Pflicht
Was an der Wieg' gesungen

Dem Kinde wird als Lied,
Das wird von ihm errungen
Wenn es zum Mann erblüht.
Und singet ihr vom Ruhme,
Von Liebe singen wir.
Wir singen von der Blume,
Vom Lorbeer singet ihr!
Singt ihr von Krieg und Frieden,
Von Kronen und von Glanz,
Gebt ihr den Kranz Alciden,
Wir flechten schönern Kranz.
Wir fliegen an die Grenze
Der Jünglingsjahr' hinaus,
Und flechten holde Kränze
Und einen Herzensstrauß!
Wir geh'n durch Flur und Auen
Schon suchend jetzt umher,
Wo wohl von holden Frauen
Die Allerschönste wär;
Die Allerschönst' und Feinste,
Als wie ein Götterkind,
Die Keuscheste und Reinste
Wie nur die Engel sind!
In's Wiegenband gebunden,
Von milder Feenhand,
Sei gleich von uns gewunden,
Das höchste Lebensband!
So soll ein Band gezogen
Durch all' Dein Leben sein,
Als wie ein Regenbogen
Von mildem Sonnenschein!

Amor und Hymen.

6.

Den Schleier lüfte ich der Weltgeschichte,
Den Vorhang zieh' ich fort der künftigen Zeit;
Da steht ein Heldenkreis, wie im Gedichte,
Der Nachwelt, der Bewunderung geweiht!
In großer Thaten strahlenreichem Lichte,
Wie Clio's Hand sie aneinand gereiht!
Und in der großen, heil'gen Säulenhalle
Erwarten Dich die hohen Ahnen Alle!

Da steht ein Piedestal am stillen Orte,
Erwartend noch sein künftig Marmorbild,
Ein neuer Gast tritt ein zur Ruhmespforte,
Es schlingt sein Lorbeer sich um Kranz und Schild,
Empfangen von unsterblicher Cohorte
Wird er in Clio's Sonnenglanz gehüllt,
Du bist es, der im künftigen Jahrhundert
Zu ihnen kömmt, bekränzt, geliebt, bewundert!

Die Zukunft.

An Ludwig Löwe,

zu seinem Geburtstage am 29. Jänner 1858.

Laß' wieder heute Dir die Biederhand,
Du Geniusbegabter, herzlich drücken,
Laß' uns zusammen von dem Zeitenstrand
Ein Jahr wie eine Uferblume pflücken,
Wer tagesüber treu zum Andern stand
Soll Abends näher noch zu ihm hin rücken,
Die, gleichen Schritts, gestrebt nach gleichen Höhen
Zusammen sollen sie auch thalwärts gehen.

Die gleichen Jahre sahen von der Zeit
Wie kleine Tropfen in den Sand wir rinnen!
Sie schenkten Süßes uns und Bitterkeit,
Der Geist ließ beides uns doch liebgewinnen;
Jetzt bei des Kelches Neige gieb' Bescheid,
Dem Leben, Streben, Schaffen, Wirken, Sinnen.
Stoß an! Vergiß des Künstlerlaufs Beschwerde,
Denn: „Nicht den Guten hier gehört die Erde!"

Du warst ein gotterwählter Ministrant
Voll Weihe in dem Künstler-Heiligthume,
Im Herzen hat die Flamme Dir gebrannt
Die Geist und Herz wärmt mit der Feuerblume,

Um's Haupt sich Blatt und Blatt von selber wand
Zum Kranze Dir, zum Kranz vom vollen Ruhme,
Jetzt lab' Dich an des Kranzes Blättergrüne,
Denn: nicht dem Geist gehört jetzt mehr die Bühne!

Es kömmt ein neu' Geschlecht mit neuer Kunst,
Bringt junge Götzen statt der alten Götter,
Nicht Weihrauch brennt, es qualmt empor der Dunst,
Die Welt bedeuten nimmer jetzt die Bretter,
Nicht Glut herrscht mehr, es herrscht die Brunst,
Die Sinne sind die auserwählten Retter,
Das Leere genügt, wenn es nur gleiß' und glänze,
Denn: nicht der Kunst gehören jetzt die Kränze!

Genug hast Du, im reinsten Sinn, gethan
Den Allerbesten stets der bessern Zeiten,
Man sah Dich auf des Schaffens Künstlerbahn
Von Sieg zu Sieg in Geisterwürde schreiten,
Und ungeschwächt noch Deinen Lebenskahn
Die Götter durch das Meer der Künste leiten,
D'rum lächle, wenn Dir's nicht gesteht ein Jeder,
Denn: nicht dem Recht gehöret jetzt die Feder!

So stoß' denn an und heb' das Glas empor,
Wo von den Wänden schauen Künstlerschatten,
Die einst den Reigen führten in dem Chor,
Die einst, wie Du, den Kranz errungen hatten,
Die Rachel auch, die durch das schwarze Thor
Im Lenz verschied, noch ohne Geistermatten,
So laß das Glas mit Schiller uns erheben
Und rufen: „Auch die Todten sollen leben!"

Ein gelbes Blatt in einem grünen Kranz.

Eine Immortelle auf das Grab Rachel's.

Es zieht ein armer Greis durch's weite Land,
Ein schmächtig Mädchen führt er an der Hand,
In Lumpen ist gehüllt das zarte Kind,
Es fährt durch sein Kleidchen Sturm und Wind,
Sein Antlitz ist bleich, verworren sein Haar,
Vor Hunger ist das Kind ermattet gar,
In Kummer und Elend, in Jammer und Noth
In Thränen suchen täglich sie ihr Brot.
So zieh'n sie Jahre lang herum,
Das Mädchen senkt sein Antlitz stumm,
Ein tiefes Weh liegt in des Mädchens Angesicht,
Im dunklen Auge ruht ein sinnig Licht,
Ein süßer Zug spielt um der Lippe Saum,
Den Geistern gleich von Lied und Traum.
So kommen sie nach einem bittern Tag zumal,
Vom Tagwerk ganz matt, in ein lieblich Thal,
Die Waldung breitete ihr Laubdach aus
Dem armen Paar als gastlich' Lagerhaus.
Durch Zweige grün, verschränkt so hold,
Tropft Abendroth herab sein Gold.
Am Boden lagen schwarze Schatten, stumm,
Wie Riesenschlangen-Knäule ringsherum
Des Abends leise, heilige Melodie
Ging durch den Wald wie ein Ave Marie!

In hohen Lüften wurden nach und nach
Die Stimmen auch der Nacht ganz räthselhaft wach.
Bald Stimmen wie entfernter Liebgesang,
Bald Stimmen wie ganz nah' ein Glockenklang,
Wie Ruf der Sehnsucht von so weit, so weit,
Wie Schmerzenston des Leids zur nächt'gen Zeit,
Wie Mutterrufe, die durch Nacht und Wind
Ertönen um ein verlornes Kind!
Dem Mädchen rinnt ein Schauer durch das Herz,
Es weiß nicht, ist es Freude, ist es Schmerz,
Es fügt die weißen Händchen zum Gebet,
Als eine schöne Frau urplötzlich vor ihm steht;
Ihr Auge ist klar und ihr Odem gewürzt,
Ihr Busen ist weiß und ihr Gürtel geschürzt,
Ihr Haupt ist umstrahlt, ihr Haar ist bekränzt,
Ein Blattkranz, ein grüner, in der Hand ihr erglänzt.
Das Mädchen sinket vor der Frau auf's Knie,
Es wird ihm wundersam, weiß selbst nicht wie.
Die Frau hebt sanft des Mädchens Angesicht,
Schaut in das Aug' ihm tief und lang und spricht:
„Du wundersames Kind, nun reich' mir Deine Hand,
Ich bin die „Kunst," die schon an Deiner Wiege stand
Die, Dir unsichtbar, Dich hat früh geweiht
Zur Kron', zum Stern', zur Blume Deiner Zeit,
Nimm hin den Kranz, mit ihm den Ruhm,
Und trage würdig ihn im Heiligthum,
Und voll und grün, wie ich Dir heut ihn gab,
Begehr' ich ihn zurück an — Deinem Grab."
Sprach's, küßte sanft das Mädchen und verschwand.
Das Mädchen spürt den Kranz in seiner Hand
Und sieht ihn an so tief, so lang,
Verwundert und befangen,
Sie sieht ihn an voll Freud' und Bang',
Voll Scheu und voll Verlangen,

Sie sieht ihn an mit süßem Drang,
Es glühen ihre Wangen,
Sie faßt ihn an so kühn, so klar,
Und setzt ihn tief in's dunkle Haar. —
Da wird es ihr mit einem Mal
Als fühlte sie die Erd' entfliegen,
Es sinken nieder Wald und Thal,
Die Berge höher stiegen;
Es sangen Lieder ohne Zahl,
Die Vöglein in den Wiegen,
Sie sieht mit ihrem Augenstrahl,
Die Zukunft vor sich liegen,
Die Welt der Kunst, bis Meeresstrand,
Lag vor ihr lockend wie gelobtes Land! —
Die Herrin aller Welt die „Kunst" nur ist,
Weil sie die Herrin ist der Herzen,
Weil sie des Busens Tiefen mißt,
Mit Ernstem und mit Scherzen,
Weil man an ihrer Brust vergißt
Die Bitterniß der Schmerzen,
Weil liebend sie und selbst geliebt
Betritt die Menschenkreise,
Weil sie den Geist im Denken übt,
Ein jed's nach seiner Weise,
Weil sie dem Auge Thränen gibt,
Und jedem Herzen Speise,
Die Schönheit leiht dem Angesicht,
Weil sie dem Blinden schenkt ein inneres Licht! —
So zog nun auch, ein Göttergast,
Die Jung-Bekränzte durch das Leben,
Der Gott in ihr, er gibt nicht Rast,
Er will ein ewig Vorwärtsstreben,
Im Geist vom Genius erfaßt,
Ist's wie in Windesweben. —

So wandelt sie vom Geist getrieben fort,
Wohin die Götter sie beriefen.
Sie klopft an Särge, wo verdorrt
Der Vorwelt Ruhmgestalten schliefen;
Sie weckt die Todten auf mit ihrem Wort,
Und sie entsteigen lebend ihren Tiefen,
Sie spricht, aus ihrem Auge bricht der Strahl
Wie eine Blume blüht durch dunkle Blätter,
Durchfliegt mit ihrem Blick den Saal
Und alle Herzen fühlen Frühlingswetter;
Ihr Wort durchzuckt das Herz, ein Stahl
Geschliffen an dem Zorn der Götter:
Sie winkt, sie weint, sie lächelt mildiglich,
Und jedes Herz im Busen wendet sich. —
Die Seelen hebt zum Höchsten sie empor,
Auf ihres Geistes kunstdurchrauschtem Flügel,
Erstaunte Völker neigen ihr das Ohr,
Wo sie erscheint mit ihrem Lebensspiegel,
Die Kunst, die sie zur Göttin sich erkor,
Verkündet sie von Berg zu Hügel,
Ein ganzer Welttheil fasset sie in Kränzen ein,
Doch scheint e i n Welttheil ihrem Geist zu klein.
Zu Colomb's Welt trägt jubelnd sie ein Schiff,
Es kreisen um die Schifferin Delphine,
Wie damals als Arion in die Saiten griff,
Zum Zitherspiel in Meeresgrüne,
Der Zephyr führt an Brandung und an Riff
Mit Glück vorüber seine Paladine,
Mit sanftem Hauch führt er das Schiff zum Strand
Und wilder Jubel nimmt sie auf im wilden Land! —
Sie tritt mit ihrem edlen Angesicht
Erschrocken in die Kreise jener Borden,
Verständniß hört sie aus den Stimmen nicht,
Ein Lärmruf ist's von buntgemischten Horden,

Und wie ihr ward des Beifalls Vollgewicht,
Er ist ihr nicht zum Labetrunk geworden,
Es stellt sich Lärm und Lohn, es stellt der Kranz sich ein,
Der Künstler aber will empfunden sein!
Es fühlt mit Herzeleid ihr Genius,
Das selbst erwählte Joch ihn drücken,
Den Künstler kann allein der Herzerguß
Der sinnbegabten Hörerschaft erquicken,
Den Beifall muß er wie den Liebeskuß
Im Austausch der Empfindung pflücken,
Der höchste Lohn in aller Künste All
Ist aus der andern Brust der Widerhall!
Unheimlich griff des innern Zwiespalts Hand
Zerstörend ein in ihrem Künstler-Regenbogen,
Gefesselt ist ihr Leib am Gluthensand,
Die Seele doch ist voraus heimgeflogen,
Dort haben Herzen Weihrauch ihr gebrannt,
Hier haben Hände Lohn ihr zugewogen,
Dort sprach der Himmel aus dem Grün des Kranzes ihr,
Aus einem gelben Blatt spricht nur die Erde hier!
Die Heimat grüßt sie wieder, krank mit mattem Blick,
Mit einem Lächeln, das nicht war von Dauer,
Zur Heimat kehrt gebrochen sie zurück;
Die Heimatsluft, sie scheint ihr lauer,
Denn Heimat-Erde selbst ist Glück
Und Heimatshimmel lächelt blauer,
Der Tod selbst wird freundlicher beschert,
Wenn er uns bettet in die Heimat-Erd'! —
So eines Tags fühlt den Tod sie nah'
Und nimmt den Kranz vom Haupt und legt ihn nieder:
„Du Götterfrau, die mich in meiner Armuth sah,
In Bettlerkleid gehüllt die jungen Glieder,
Die mich unwürdig Kind zum Höchsten ausersah,
Dir bring' ich deinen Kranz nun wieder,

Und glaubst du, daß die Lebende sein würdig war,
Gieb' ihn zum zweiten Mal der Todten auf die Bahr'."
Doch eh' der Hülle noch ihr Geist entschwand,
Füllt leiser Harfenklang das Zimmer,
Die schöne Frau am Sterbebette stand
Umflogen von des Himmels offenem Schimmer,
Und einen zweiten Kranz trägt sie in ihrer Hand
Aus Silberlilien, die verblühen nimmer,
Den weißen Kranz legt sie zum grünen dicht,
Küßt ihr so Aug und Stirn und spricht:
„Geh ein, geprüftes Herz, und zweifle nicht
Ob du vollbracht hast hier deine Sendung!
Dir ward die Kraft, dir ward das Licht,
Dir ward der Geist zur schaffenden Verwendung,
Dir ward das Wort in seinem Vollgewicht,
Dir ward der Sinn für Tiefe und Vollendung,
Dir war die Tempelflamme hier bescheert,
Die stets die Andern wärmt und sich selbst verzehrt.
Ja, Deine Sendung hast Du voll erfüllt
Dein Erdenfest hast Du gefeiert,
Du hast der Gegenwart in Wort und Bild
Der Vorzeit Gottgeschlecht erneuert,
Als Priesterin hast Du mit Helm und Schild
Der Dichtung Ideale uns entschleiert,
Zum Doppelsegen schufst du, was dir Gott verlieh,
Du schenktest Thränen und du trocknetest sie!
Doch ist der Himmel seinen Eingeweihten hold,
So holt er früh sie ab in seinem schmalen Nachen,
Wenn noch im Aug' ist Aether und im Haar ist Gold,
Wenn ihm die Ideale jung noch lachen,
Wenn heiß das Blut noch durch die Adern rollt,
Wenn aus Traum wir Wirklichkeit noch machen,
Wenn Herzensfreund' und Hoffnungsmuth
Noch lustig schiffen auf der Jugend Fluth!

In Tagesmitte führt Dich fort der Tod,
Nicht lebst Du, und bist doch nicht gestorben,
Im grünen Kranz, den Dir die Gottheit bot,
Ist Dir kein zweites Blatt vergilbt, verdorben,
Unsterblichkeit, dieß Geistermorgenroth,
Hast Du im vollen Lebenstag erworben,
Und der Erinnerung bleibst Du zum Eigenthume
Als schöne, edle, unversehrte Blume!

Humoristische Vorlesung.

Wie viel Frauen, wie viel Minister und wie viel Haselnüsse muß man kaufen, bis man ein paar gute darunter findet?

(Geschrieben 1849.)

Die Frauen und die Haselnuß-Sträuche, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind sich sehr ähnlich: zuerst, im Anfange sind sie geschmeidig, zart, sanft und lassen sich biegen; aber mit der Zeit werden sie tüchtige Haselstöcke, und nehmen uns als echte Haslinger unter die Fuchtel.

Das Schicksal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt dem Menschen verschiedene Nüsse zu knacken! Nur so lang der Mensch keine Zähne hat, nur als Kind braucht er weder in einen sauern Apfel, noch in harte Nüsse zu beißen, aber von dem Augenblicke an, als der Mensch alle seine Zähne hat, ist er ein lebenslänglicher „Nußknacker!" und nur wenn der Mensch wieder keine Zähne hat, im hohen Alter, hört er auf, Nußknacker zu sein, weil er sich am Leben schon alle Zähne ausgebissen hat. Die Männer sind die großen plumpen Wallnüsse im Leben, man sieht

bei ihnen mehr auf die Schale als auf den Kern; die Frauenzimmer lieben sie, wenn sie frisch und weich sind und am liebsten haben sie sie, wenn sie sich recht leicht — schälen lassen! Ja, viele behandeln die Männer ganz wie die Wallnüsse, sie legen gerne die jungen ein mit Zucker und Süßigkeit!

Die Frauenzimmer aber sind die „Haselnüsse", sie wachsen nicht auf einem Baume, weil sie wissen, daß nur wenig Männer Baumkraxler sind, sie wachsen auf Sträuchen, und will man die Haselnüsse pflücken, so braucht man nur auf den Strauch zu schlagen!

Minister sind oft auch nichts als „Nußknacker", sie knacken, sie knacken, aber die Nuß ist zu hart!

Was ist eigentlich ein „Ministerrath"?

Eine Versammlung von verschiedenen Nußknackern, bei welcher jeder eine Menge harte Nüsse in seinem Portefeuille mitbringt. Nun fühlt jeder Minister dem andern auf den Zahn; denn jeder möchte seine Nuß vom Herrn Kollegen aufknacken lassen.

Der Kriegs-Nußknacker sagt: an meiner harten Nuß soll sich der Finanz-Nußknacker den Zahn ausbeißen. Der Nußknacker des öffentlichen Unterrichts soll für den Nußknacker der Arbeit knacken, da entdeckt der Letztere, daß der Nußknacker des Unterrichts keine Weisheitszähne hat. Der Nußknacker des Innern denkt sich im Innern: ich laß die harte Nuß noch lang im Stroh liegen, der Zahn der Zeit wird diese Nuß schon knacken. Der Nußknacker des Auswärtigen denkt sich,

da wir einige Zahnlücken haben, die mir nicht gestatten, diese harte Nuß zu knacken, so werden wir uns künstliche, fremde, gute Zähne einsetzen, um die Nuß zu knacken.

Es gibt auch Nußknacker, welche die Nuß gar nicht knacken sollen, sondern blos Ehren-Nußknacker sind, das sind die Nußknacker ohne Portefeuille.

In jedem Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stecken viele Menschen und noch mehr Unmenschen, ein jeder Mensch ist ein Futteral von verschiedenen Leuten! In jedem Menschen steckt erstens ein Bau- und Maurermeister; wenn irgendwo ein Haus, ein Schloß u. s. w. gebaut wird, bleibt alle Augenblicke ein Vorübergehender stehen, der mit bauen hilft, der dem Andern zeigt, was gebaut wird, warum gebaut wird und wie es gebaut wird!

Jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist übrigens schwer bauen! auf die Erde kann man nicht bauen, denn wie man gräbt, kommt man bis auf den Hals in Wasser; auf den Himmel kann man auch nicht bauen, denn wenn es wahr ist, daß Kinder und die Armen allein in den Himmel kommen, so wird es im Himmel vor Proletariern gar nicht auszuhalten sein.

Ein sehr schlechter Bauplatz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der Mensch überhaupt; wo ein Mensch auf den andern baut, ist das Ge-

bäude noch stets eingestürzt, denn bei dem Menschen ist Grund und Boden verdorben.

Ein noch schlechterer Bauplatz ist das Versprechen eines Großen der Erde; wer auf so ein Versprechen bauen will, soll sich nur gleich selbst zu dem Grundstein in die Erde legen!

Aus Allem in der Welt läßt sich was machen, aus Stroh lassen sich Hüte machen, aus Erdäpfel Brod, aus Knochen Mehl, aus Lumpen Papier und Millionäre, ja sogar aus einem freisinnigen Menschen läßt sich' was machen, nämlich ein Arrestant, nur aus dem Versprechen eines Großen läßt sich gar nichts machen, oder höchstens ein schlechtes Journal, weil das auch nicht — gehalten wird! Der allerschlechteste Bauplatz aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein „Frauenzimmer-Herz!' Das ist natürlich, auf einen Ort, wo beständig Erdbeben ist, soll man nicht bauen! In so einem Frauenherzen ist beständig Erdbeben, so ein Frauenherz zittert beständig. Zittert es nicht für sich, zittert es für einen Andern; bald zittert es aus Kälte, bald zittert es aus Hitze; bald zittert's, weil ihm die Decke zu leicht ist, bald zittert's, weil es zu stark zugedeckt worden ist; bald zittert's aus Furcht, bald aus Hoffnung; bald zittert's für seine Unschuld, bald zittert's für seine Schuld; bald zittert's für einen, bald zittert's paarweise, für zwei, drei. Schon das erste Weib Eva hat gezittert, sie hat auf den Apfel so lange gezittert, bis

sie ihn gekriegt hat! Als unser Herr Gott Adam erschuf, verbot er ihm von dem Baume zu essen, allein um desto sicherer zu sein, gab er Adam im Schlaf eine Frau, in der Hoffnung, daß ihm dann aller Appetit vergehen wird!

Woher kömmt es, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Frauen besser und länger schlafen als die Männer? Weil die Männer noch immer daran denken, welches Malheur dem ersten Mann im Schlaf passirt ist!

Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erste demokratische Frau der Welt, sie hat gleich mit der Schlange einen demokratischen Klub gebildet, in welchem beschlossen wurde, auf Gott nichts zu geben, sich Alles zu erlauben, was bis jetzt verboten war, den Reichsapfel herunterzureißen und zu verschlingen, dann ist sie gleich zu Adam gekommen mit einer Sturmpetition, er soll auch in den sauern Apfel beißen!

Natürlich wurde so endlich die Langmuth des Himmels erschöpft! Er versetzte das Paradies in Belagerungszustand, stellte einen regulären Engel mit dem bloßen Schwert als Wache, und erließ eine Proklamation an die Bewohner des Paradieses, in welcher er nicht nur die Schuldigen Eva und die Schlange verurtheilte, sondern auch der gutgesinnte Adam mußte solidarisch die Unkosten bezahlen: zugleich wurde der Boden des Paradieses verflucht, Adam und Eva aus-

gewiesen und die Zeitungen sagten dann: „Die Ruhe herrscht im Paradies!“ Ruhe! Ruhe. Waffenstillstand! Friede! Ordnung! Was ist Ruhe? Wo kann der Mensch endlich ausruhen? An zwei Orten: als Todter im Grab und als Beamter im Bureau! Man sollte an jede Bureauthür einen Grabstein setzen: „Hier ruht in Gott der Vortreffliche so und so, hier ist bloß seine sterbliche Hülle, seine arme Seele ist anderwärts!“

In der Ehe herrscht entweder Krieg oder bewaffneter Friede. In der Ehe ist der Mann Finanz-Minister, die Frau Kriegs-Minister, sie führt das Pantoffel-Regiment, und der Hausfreund ist Minister des geheimen Kabinets! Mit diesem Kabinets-Minister nimmt die Frau oft einen Minister-Wechsel vor, das sind lauter Sola-Wechsel, sie werden alle von der Frau auf sich gezogen!

Wissen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in wiefern oft Minister und Pantoffel sich gleichen?

Bei Minister und Pantoffel macht man oft die Erfahrung, daß die Abgetretenen die besten waren! Es gibt verantwortliche Minister, von denen es heißt, daß sie der Volkskammer verantwortlich sind! es gibt aber auch Pantoffeln, von denen es heißt, daß sie der Hauskammer, dem Mann verantwortlich sind! Allein wie verantworten sich diese meist? Wenn ein Pantoffel über sein Regiment interpellirt wird, redet er einen

Stiefel zusammen, daß die Kammer am Ende selbst nicht weiß, wo sie der Schuh drückt!

Sehr oft sind die Kammer-Mitglieder blos Kammerdiener und Anmelder, sie melden dem Volke an: „die Verbesserungen stehen vor der Thür," aber die Regierungen sind sehr überhäuft von Geschäften und sie lassen die Verbesserungen so lange vor der Kammer-Thür stehen, bis die Verbesserungen keine Thürsteher mehr sein wollen, und sagen: Wir werden ein andermal kommen!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, tragen die Kammerherren den Schlüssel auf dem Rücken?

Weil Viele von ihnen nur zu jener Zeit den Schlüssel haben, die hinter ihnen liegt; das ist ein goldener Schlüssel an einem goldenen Knopf zu einer eisernen Zeit mit einem eisernen Zopf!

Die Regierungen haben zwei Kammern für sich: die Schatzkammer und die Pulverkammer, und das Volk hat auch zwei Kammern, die Schlafkammer und die Camera obscura, in welcher man alles verkehrt sieht. Die Deutschen haben von jeher die Freiheit nur durch zwei Mittel erobern wollen: durch Faustrecht und durch Philosophie, darum schwankt bei ihnen jede Unternehmung zwischen Unsterblichkeit und Galgen. Der Deutsche ist ein Phlegmatiker bei Allem was möglich ist und ein Fanatiker bei Allem was unmöglich ist! Deutschland hat nicht nur seine

Komödien aus dem Französischen übersetzt, sondern auch die Revolutions- und die Republik-Tragödien! Aber auch hier hat sich bestätigt, daß die deutschen Komödianten niemals so schlecht als in französischen Stücken spielen! Der Franzose weiß, daß er Komödie spielt, er hat mit dem Königthum Komödie gespielt, mit dem Kaiserthum, mit der Constitution, mit der Restauration, mit der Republik, er spielt seine Komödie für Alle, für die Loge, für Parterre u. s. w. Der Deutsche spielt bloß für die Gallerie, darum übertreibt und schreit er so! Der deutsche Redner in den Kammern weiß, daß das Gallerie-Publikum desto mehr applaudirt, je mehr gebrüllt wird, und wenn er es so weit bringt, daß man ihn gar nicht versteht, dann ist der Applaus unermeßlich!

Es ist ein großes Unglück, daß im Jahre 1848 die Fürsten die Wahrheit für eine Komödie und das Volk die Komödie für eine Wahrheit hielt! Aber das Volk hat damals das Volksstück: „Freiheit", nur aus Zeitungen und aus der „Leseprobe" gekannt, und da haben sie weder den Geist des Stückes noch seine wahre Tendenz erkannt. Die Demokraten waren bloß die Coulissenreißer der Freiheit, sie haben auf den Souffleur gespielt, und ihr Souffleur war ein rother Dämon, der ihnen seinen Athem einblies. Die Regierungen aber haben ihre Rolle besser gespielt, weil sie erst viel „General-Proben" gehabt, bis sie ihre „Stücke" aufführten. Bei allen diesen dramatischen

Vorstellungen waren die ruhigen Zuschauer am meisten zu bedauern; sie haben die Komödie nicht bestellt, nicht verlangt, sie machte ihnen kein Vergnügen, und doch mußten sie nicht nur die Theaterkosten bezahlen, sondern sie mußten auch bei jenen Stellen applaudiren, die ihnen zuwider waren! Aber welchen demoralisirenden Einfluß hatte die Komödie der Ultra-Liberalen, der Wühler- und Umsturz-Komödie nicht auf das große Publikum?! Das Auflösen aller Bande, das Entwurzeln jeder Pflanzung, das Zertreten jeder Blume, die Entartung alles Heiligen, das Beflecken jeder Reinheit, die Verläumdung jeder Größe, das Ausjäten jedes Glaubens, das Abwerfen jeder Pflicht, die Betäubung jedes Ernstes, die Verhöhnung jeder Tugend und die Zerfaserung jedes Bandes, welches den Menschen an den Menschen, den Mann an das Weib, das Kind an die Familie, das Volk an seinen angestammten Herrscher, den Armen an seine Wohlthäter, die Erde an den Himmel, den Lebenden an Gott und den Sterbenden an Jenseits knüpften! Alle diese Bande wurden zerhaut und der Mensch zu einem Thier erniedrigt, in welchem der Gedanke zum Egoismus wurde, der Wille zum Bewußtsein, der Instinkt zur Religion, die Begeisterung zum Wahnwitz, das Wort zu Gift, die That zu Eiter und der göttliche Funke Freiheit zum Fackelträger von Anarchie und Terrorismus!

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, diejenige Umsturzpartei, die das nicht voraus-

gesehen und uns in diesen Zustand gebracht hat, wird nicht nur vom Kriegsgerichte verurtheilt, sondern sie ist vom Himmel zum Schaffot bestimmt, weil ihr die Vorsehung schon die Augen verbunden hat!

Und so stehen wir verduzt zwischen den Ultra-Liberalen und Ultra-Conservativen!

Diese Ultra-Conservativen wollen alle wieder sich in den vormärzlichen Zustand hineintauchen, und wenn man ihnen sagt: Es geht nicht, so fragen sie: Warum ist's früher gegangen? Das mahnt an folgende Anekdote: Ein Ungar machte eine Flasche Champagner auf und da schäumte es über, die Moussade bedeckte Tisch und Teller. Der Ungar bemühte sich, dieß wieder in die Flasche zurück zu bringen, und als man ihm sagte: das geht nicht, sagte er: „Warum nicht, war ja früher auch drinn?!" Beide Parteien gehen in's Extreme, die Ultra-Liberalen wollen keine Blondine lieben, die schwarze Augen hat, weil sie schwarzgelb ist, und die Ultra-Conservativen versetzen einen Stieglitz in Anklagestand, weil er eine rothe Kappe trägt! Wir sind jetzt in einem Zustande, in dem man von den Menschen sagen kann: die Gescheitesten sind die, welche im Narrenhaus sitzen, die Reichsten sind die, welche im Armenhaus sitzen und am Freiesten sind die, welche im Polizeihaus sitzen.

Der heidnische Prophet Bileam und sein Esel,

oder:

Wer von beiden ist gescheidter, der den Geist nicht hat kommen sehen, oder der Esel, der ihn sogleich gesehen hat?

(1852.)

Kein Wesen auf dieser Erde, meine f. H. u. H., ist mit solchem Unrecht verläumdet worden als der Esel, nicht einmal die egyptische Finsterniß, die, wenn sie jetzt lebte, doch ganz gut als Gas-Laterne angestellt werden könnte.

Es hat sich einmal das Vorurtheil bei den Menschen eingewurzelt: „Die Esel sind dumm!“ Woher weiß man das? Hat schon Jemand vernünftig mit ihnen gesprochen? Hat der Staat schon versucht, sie in die Schule zu schicken? Man hat zwar in jeder Schule eine „Eselsbank“, aber darauf sitzen keine wirklichen Esel, sondern blos die sogenannten Esel durch die Bank!

Das Sprichwort sagt: „Der Esel geht nur einmal auf das Eis.“ Ist das dumm? Wir kennen Wesen, denen der Himmel die edelsten Güter des Da-

seins verliehen: Vernunft, Sprache und Konstabler und die geh'n doch mehrmals auf's Eis!

Auch sagt man: „Wenn dem Esel wohl ist tanzt er auf dem Eis." Ist das dumm? Der Esel tanzt wenn ihm wohl ist. War allen Menschen in diesem Winter wohl? Nein! Aber getanzt haben sie doch!

„Den Sack schlägt man, und den Esel meint man!" Setzt das nicht bei dem Esel einen Vernunftschluß, ein Stück deutsche Philosophie voraus? Ich kann mich ordentlich in den Esel hineindenken. Er denkt so: „meinen Sack schlägt man; aber ich und mein Sack sind identisch, schlägt man meinen Sack, bin ich geschlagen, folglich meint man mich." Ist das nicht ein Vernunftschluß? In dem Sack aber, auf welchen jetzt geschlagen wird, stecken Moses und die Propheten, folglich könnte man auch sagen: „Den Sack schlägt man und die Propheten meint man!"

Es ist vielleicht nicht ganz blos Zufall, daß das Wort „Sack" und das Wort „Kameel", welches die meisten Säcke trägt, in fast allen Sprachen gleich lautet, denn der Sack macht sich in allen Sprachen verständlich und ein Kameel bleibt in allen Sprachen ein Kameel!

Um jetzt ruhig zu leben, m. f. H. und H., muß man entweder ein Prophet oder ein Esel sein, d. h. entweder man muß die Zukunft wissen, oder das Wissen der Zukunft überlassen.

Unter allen Völkern hat das deutsche die wenig-

sten Propheten, denn was heißt ein Prophet? Jemand, der in die Zukunft sieht; der Deutsche hat aber keine Zukunft, also wohin soll der Prophet sehen? So ein deutscher Prophet, der mit der Idee auf die höchste Berg-Spitze der Vergangenheit steigt, um in die ferne Zukunft zu sehen, ist gerade wie ein Wiener, der den Schneeberg besteigt.

Was er Alles zu sehen glaubt! „Dort rechts über dem Adlitzgraben der lichtblaue Streif, d. i. die bessere Zukunft, — dann dort in der Gegend von der Rochuskapelle das Weiße dort, d. i. der „ewige Friede", dann wieder dort unten der dunkle Punkt, der aussieht wie ein langer Strich, d. i. der Rothstift; dann dort rechts, hinten, schief, seitwärts, dort bricht grad der Tag von Gold und Silber an, vor der Hand sieht man nur erst den Schein; dort wo es so dämmert, dort zwischen Böhmischbrod und Moskau, so eine Art gar nichts, d. i. Preußen wie es grad in Deutschland aufgeht." —

Gerade wie der Prophet auf dem Berg das Alles sieht, kömmt von rückwärts ein Wind, den der Mann von vorne nicht gesehen hat, wirft den Propheten auf die Nase, und er klettert vorsichtig von allen seinen Aussichten herunter und legt sich zur Erholung schlafen. Bei Allen, die auf Eseln reiten, von Bileam bis Mahomed, machen sich die Esel den Spaß und verstecken ihnen indessen die ganze Zukunft; wenn die Propheten erwachen, sehen sie, daß sie die Zukunft verschlafen haben!

Vier Dinge, m. f. H. u. H., wachsen im Schlaf: Blumen, Kinder, Zinsen und Prozesse. Wenn z. B. ein eingeschlafener Proceß wieder erwacht, ist er zwei Mal so groß als er gewesen wie er sich niedergelegt hat Das wissen die Doctoren der Rechte, diese Kindsweiber der Gerechtigkeit, und wiegen die Kinder so lang, bis sie einschlafen und singen dabei: „Schlaf, mein Kind, schlaf, wenn Du erwachst, kriegst einen frischen Brei!"

Die Gerechtigkeit, m. f. H. u. H., ist auch eine moderne Mutter, sie stillt ihre Kinder nicht selbst, sondern durch Ammen, d. h. durch Advokaten; die Advokaten sind ganz wie die Ammen, wenn sie von Jemand so ein Proceßkind an die Brust nehmen, so kann man ihnen nicht genug viel und gute Nahrung geben und dabei sagen sie immer: „Sie thun's ja nur ihrem Kind!" Nach einiger Zeit ist die Amme dick und fett und das Kind wird zaunmager!

Früher, m. f. H. u. H., war die Gerechtigkeit heimlich blind und man führte sie öffentlich bei der Nase herum, jetzt ist sie mündlich und öffentlich blind und man führt sie heimlich bei der Nase herum.

Die Advokaten, m. f. H. u. H., sind ganz wie die Lokomotiv-Führer; anfangen thun sie mit einem Pfiff, dann stoßen sie in's Horn, dann fangen sie gegenseitig an Kohlen auf's Haupt zu sammeln, dann schüren sie nach, dann halten sie auf den Erstreckungsplätzen an und nehmen was ein, und am

Ende heißt der der Geschickteste, der am Besten — Bremsen kann!

Wir haben lauter Doctoren der Rechte, denn die Linken brauchen keinen Doctor mehr! Der Prozeß ist fertig!

Bei gar nichts hat sich die Nemesis so bewährt als bei den Rechten und Linken. Eine Hand wäscht die andere. Einst hat die Linke die Rechte zu stark gewaschen, jetzt wäscht die Rechte die Linke zu stark, wir kommen aus der Wäsche gar nicht heraus!

Der Mensch, m. f. H. u. H., hat eine angeborne Neigung zur Linken. Das ungezogene Kind greift nach dem spitzigen Messer und Gabel mit der Linken; natürlich aus dem angebornen Trieb des Widerspieles, da die Mutter es blos auf der Rechten trägt und es blos an die Rechte gewöhnt.

Wenn die Mutter vernünftig wäre und das Kind abwechselnd, nach Zeit und Ort, bald auf der Rechten, bald auf der Linken trüge, würde das Kind, wenn es älter wird, gleich vernünftigen und mäßigen Gebrauch von der Rechten wie von der Linken zu machen wissen

Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, aber leider weiß die Rechte nur was die Linke thut und die Linke weiß nur was die Rechte thut, aber keine weiß, was sie selber thut.

Kein Mensch, m. f. H., ist einseitiger als eben jeder Mensch! Jedes Ding hat zwei Seiten, der Mensch aber ist ein Unding! Die Schöpfung hat in ihm selbst

die Form der besten Constitution aufgestellt: eine „Rechte“ und eine „Linke“ und ein Centrum, eine richtige Mitte: „das Herz“ und im Herzen selbst zwei Kammern, und in diesen Kammern ist die Liebe Alterspräsident, Gefühl und Empfindung sind die Schriftführer, das Wohlwollen sitzt am Protokoll und wenn Zorn und Haß wilde Anträge stellen, so ruft die Versöhnung zur Tagesordnung, und da der ewige Gott mehr Stimmen für's Gute als für das Böse in's menschliche Herz gepflanzt hat, so geht der Antrag der Versöhnung mit Stimmenmehrheit durch.

Ja, m. f. H. u. H., in der Brust auch des bösesten Menschen spricht eine Stimme für das wahrhaft Gute, aber er läßt sie leider nicht zu Worte kommen!

Der Mensch muß das Herz in die Hand nehmen, bald wie eine Fackel, um damit sicher neben dem Abgrund zu schreiten; bald als einen Pilgerstab, um mit ihm an jeder frommen Stelle Eingang zu finden; bald als einen Schlüssel, um damit die Thüren zu Milde und Mitleid aufzuschließen; bald als ein Taschentuch, um damit die Thräne des Elends zu trocknen und bald als eine Aeolsharfe, damit es selbst gegen die Stürme des Lebens gestellt doch noch beschwichtigende und sanfte Töne ausklinge.

O, folgt der Stimme des Herzens, das glückliche Herz spritzt alle Adern des Lebens aus mit rosenrothem Schein und bespritzt das Feuer mit Liebe und den Donner mit Wohlwollen und den Schmerz mit Trost

und den Orkan mit Sanftmuth, und das unglückliche Herz liegt in seiner dunkeln Brust wie in einer Kapelle und bevölkert seine Einsamkeit mit Gebeten, und das gebrochene Herz zeigt dem Auge das Jenseits viel näher wie gebrochene Strahlen das jenseitige Ufer dem Auge näher abspiegeln.

Aber leider, m. f. H. u. H., wird das Herz nicht immer als Centrum betrachtet, die Linke betrachtet die schreiende Lunge als ihr Centrum und die Rechte den Alles verschlingenden Bauch, und um zu wissen, daß am Ende die Bauchredner siegen, dazu braucht man kein Prophet, sondern blos kein Esel zu sein!

Drei Stimmen singen im Leben ein Terzett, die Bauchstimme, die Bruststimme und die Kopfstimme, aber die Bruststimme redet sich vergebens die Brust heraus, die Kopfstimme stellt sich vergebens auf den Kopf, die Bauchstimme dringt durch! Die Bauchstimme, d. i. die Stimme der jetzigen Propheten!

Ueberhaupt glaube ich, daß nicht nur viele Propheten, wahre und falsche, sondern viele große Männer vom Uranfang der Welt an nichts als Deutsche waren. Ja, ich behaupte, die Deutschen sind schon vor Erschaffung der Welt dagewesen, denn wo wäre sonst das „Chaos“ hergekommen? Ja, ich bin überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher! Welcher Andere als ein Deutscher schläft im Paradies gleich ein? Von welchem als von einem Deutschen sagt man mit Recht: „es ist nicht gut, daß er allein sei!“ Denn wenn ein

Deutscher allein ist, sieht er gleich Gespenster! Welcher Andere wie ein Deutscher läßt sich so in die Rippen hineinschneiden? Welcher Andere wie ein Deutscher versteckt sich selbst, wenn der Himmel fragt: wo steckst Du? Welcher Andere wie ein Deutscher schiebt, wenn er angeklagt wird, die Schuld sogleich auf sein Weib? Welcher Andere wie ein Deutscher beißt so geschwind in den sauern Apfel?

Aber nicht nur Adam war ein Deutscher, auch Vater Nooh war einer, in seiner Arche hat er Kammern gehabt, aber es ist gleich gesagt worden: „bei Beiden soll er Pech haben“ und nachdem die Kammern aufgelöst worden sind, hat er sich gleich einen Haarbeutel getrunken. König Pharao war gewiß auch ein Deutscher, zehn Plagen müssen erst über ihn kommen, bis er die Juden gehen ließ!

Die Patrioten des unseligen, unheilvollen 48ger Jahres, m. f. H. u. H., waren dreierlei Patrioten, Patrioten der Ruhe, Patrioten der Ordnung und Patrioten der Sicherheit. Die Patrioten der Ruhe legten sich in's Bett, d. i. eine große Beruhigung! Die Patrioten der Ordnung, die versteckten sich auf dem Boden, d. i. in der Ordnung, und die Patrioten der Sicherheit, die liefen davon, d. i. das Sicherste!

Jetzt wollen alle diese Patrioten Entschädigung und Auszeichnung!

Die Patrioten der bettlägerigen Ruhe wollen Entschädigung für das Bettgewand, das sie zerrissen, und

Auszeichnung dafür, daß sie immer im Bett so schön auf der rechten Seite gelegen sind; die Patrioten der versteckten Ordnung auf dem Boden wollen Entschädigung, daß sie indessen umsonst ihr Quartier bezahlt haben, und Auszeichnung dafür, daß sie sich so lang auf dem gesetzlichen Boden aufhielten, und die Patrioten der davon laufenden Sicherheit wollen Entschädigung für die Schuhe, die sie im Laufen verloren haben, und eine Auszeichnung, daß sie die gute Gesinnung bis in die tiefsten Berge fortgepflanzt haben.

Wir wissen gar nicht, m. f. H. u. H., wer uns, und Wien, und das Land und Alles gerettet hat. Gut Unterrichtete meinen zwar, die tapfern Armeen, die glorreichen Waffen, ein starkes Ministerium und eine weise Regierung haben Wien gerettet, aber alle Augenblick kommt ein neuer Retter um den Andern. Wien hat 400,000 Einwohner und 500,000 Retter! Man kennt die Anekdote von der Katze, die 3 Pfund Fleisch genascht haben sollte, die Frau wog die Katze, sie hatte grade drei Pfund und sie fragte: „da ist das Fleisch, wo ist die Katze?" Da sind die 400,000 Retter, wo sind die Geretteten? Wo ist die Katz?

Ich weiß aber was für Köpfe viele sogenannte Gutgesinnte gerettet haben: die Köpfe auf den Zwanzigern, Thalern und Dukaten! O, die haben sie gerettet, daß kein rauhes Lüftchen ihnen was thun könnte!

Warum, m. f. H. u. H., hält sich das Gold und Silber so gerne an die Banquiers? Weil es da am

ersten auf ein ehrlich Begräbniß rechnen kann. Bei diesem Begräbniß sind die Banquiers die Todtengräber und die Finanzen machen die — Partezettel!

Diese Wiener, m. f. H. u. H., die bei dem plötzlichen Einfall des gesetzlichen Baues den Einfall hatten, plötzlich davon zu laufen und jetzt bei dem neuen Bau dafür Dank zu verlangen, haben ihre Liebe zu den Wiener Vorstädten plötzlich geändert! Beim Einfall des alten Baues logirten sie auf dem „Rennweg“ und auf der „Landstraße“, und jetzt suchen sie Quartier am „Neubau“ oder wenigstens“ am „Platzel!“ —

Kein Prophet im Vaterland! Warum?

Das ist ganz natürlich! Was sagt der Prophet? „Man soll die Schwerter umschleifen zu Sicheln.“ Ja, sagt das Vaterland zum Propheten, was sagst Du das mir? Geh zu meinem Nachbarland, wenn das demobil gemacht, mache ich auch demobil! — Die Propheten sagen ferner, man soll zurückkehren zum alten Bund! — Gut, sagt das Vaterland, Du Prophet, mir brauchst Du das nicht zu sagen, sag' das den Nachbarstaaten.

Es gibt dreierlei Propheten, die Einen prophezeihen aus der Hand, die Andern aus dem Kaffee, die Dritten aus der Karte. Die Zeitungsschreiber sind meist Propheten aus der Hand, man muß oft erst ein Stück Geld hineinlegen, bevor sie weissagen; die deutschen Philosophen sind Propheten aus dem Kaffee, sie weissagen aus dem Grundsatz, und die Diplomaten weissagen aus den Karten, sie legen Karten, d. h. Land=

karten, bald aus dem deutschen Spiel, bald aus einem französischen Spiel. Der Eine mischt die Karten, der Andere hebt sie ab, der Dritte legt sie, nur der, für den die Karten eigentlich gelegt werden, der hat nichts drein zu reden! Alle diese Propheten sterben nie aus, und wenn sie auch sterben, so stehen sie bald wieder auf!

Der Mensch, m. f. H. u. H., ist wie Gold und Silber aus der Erde gekommen und kehrt in die Erde zurück! Aber kein Prophet weiß, wann ihre Auferstehung sein wird!

Es ist gut, m. f. H. u. H., daß der Mensch nicht weiß, wann seine Auferstehung ist; denn dadurch spricht er wenigstens von den Todten Gutes; wenn ein Prophet jetzt den Menschen sagte: „in 14 Tagen ist die Auferstehung!“ würde er nicht einmal von den Todten etwas Gutes sagen, da er doch bald wieder mit ihnen leben müßte!

Der Mensch beginnt das Leben mit einem Schrei und endet es mit einem Seufzer. Es ist mit dem Eintritt in's Leben, wie wenn der Mensch in eine Gesellschaft eintritt, zuerst macht er ein Generalkompliment an die ganze Gesellschaft, dann macht er nach und nach Separat-Komplimente; so ist's mit dem Menschen: wenn er in's Leben eintritt, stößt er einen General-Schrei aus für Alles im Leben, dann nach und nach stößt er immer einen Separat-Schrei aus für das Einzelne. Das Leben, m. f. H. u. H., ist nicht ein Schlaf und nicht ein Wachen, sondern als immerwährendes Erwachen! Zuerst erwacht man aus dem Traum der

Kindheit, dann aus dem Traum der Jugend, dann aus dem Traum der Liebe, dann aus dem Traum der Hoffnung, dann aus dem Traum des Glückes, dann aus dem Traum der Freiheit, dann am Ende erwacht man aus dem ganzen Traume des Daseins, und der Tod ist der Traumdeuter und deutet hinüber und sagt: „Dort ist die Auslegung!"

Die Propheten, m. f. H. u. H., sterben auch, aber sie sterben auf eigene Faust, ohne ärztlichen Consens. Ein gewöhnlicher Mensch hingegen getraut sich gar nicht, die Reise dort hinüber anzutreten, ohne Paß und Geleitschein vom Doctor, daß er ein ehrlicher Patient war, der wie ein guter Bürger an 24 Flaschen Dekokt gestorben und begraben worden ist.

Nach dem Tode wird jeder Mensch ein Prophet, nach dem Tode ist jeder Mensch ein Reiner, der Tod ist der einzige Fleckausputzer der Menschheit, der mit einem Bischen Erde alle Flecken herausbringt! Ein jeder Mensch, m. f. H. u. H., der gestern noch allgemein Unrecht hatte, kann morgen allgemein Recht haben, wenn er nur die Güte hat heute zu sterben. Jeder, auch der geringste Mensch und das geringste Talent, würde eine leichtere Carriere machen, wenn er gestorben auf die Welt käme!

Wenn ich, m. f. H. u, H., vor 20 Jahren gestorben wäre, könnte ich heute von meinem Bischen Tode prächtig leben, selbst als ein Deutschtodter!

Auf was ich mich sehr freue, m. f. H. u. H., ist

auf die allgemeine Auferstehung! Das wird einen humoristischen Aufsatz geben, wenn der Genius der Auferstehung in die Posaune stoßen wird. Zuerst wird er rufen: „Messieurs les Français! levez vous!“ — Avec plaisir! — Dann wird er rufen: „You Mylords and Gentlemen! rise up!“ Und die Engländer werden sich langsam stellen nnd sagen: „Yes, Mylord!“ — Dann wird er rufen: „Magyar ember! kell fell!“ Und die Ungarn werden sagen: „Nem bánom, Istem uram!“ — Dann wird er zu den Juden sagen: „Die Börs' ist offen!“ Da werden sie gleich Alle aufstehen und schreien: „steigen mir?“ — Dann wird sich die Auferstehung rund um sehen und zu den Deutschen sagen: „Deutsche, steht auf!“ Da wird unter den lieben verstorbenen Deutschen eine große Confusion herrschen; der Reuß-Greitzer wird den Reuß-Schleitzer stupfen und der Lippe-Detmolder den Hohenzollern-Hechinger und fragen: „Meint er mich?“ und die Treubündler werden sagen, wenn wir nur eine Minute später aufstehen sollten als die Oesterreicher, bleiben wir lieber ganz liegen!

Aber, m. f. H. u. H., ich bemerke, daß sie auch schon gerne aufstehen möchten — ich sehe den Geist der Ungeduld bei Ihnen erscheinen, dieser Geist führt zwar nicht wie Bileams Geist ein bloßes Schwert in der Hand, aber ein bloßes Messer und Gabel. Aus dem Umstand aber, ob Sie glauben, daß ich diesen Geist zu früh oder zu spät gesehen habe, können Sie auch gleich wissen, ob ich der Prophet oder der Andere bin. —

Inhalt.